# SCHALOM

## ZEITUNG DES JÜDISCHEN MUSEUMS WESTFALEN

NOVEMBER 2017
NR. 81

6
PORTRÄT VON JUDITH PINS

8
AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN

12
LUTHER UND DAS JUDENTUM

16
BESUCH IN ATLANTA

22
BUTEN UN BINNEN BREMEN-REISEBERICHT

26
WIEDERAUFBAU JÜDISCHER GEMEINDEN

UND MEHR...

**Salomon Heinemann (geb. 1865)** und seine Frau Anna (geb. 1869) waren ein herausragendes rheinisch-westfälisches Paar. Ihre Spuren, z.B. in Ostwestfalen, vor allem aber in Essen, und auch das Ende ihres Lebenswegs 1938 werden in dieser Ausgabe (ab Seite 3) von Vanessa Eisenhardt und Viktoria Heppe beleuchtet.

מוזיאון יהודי ומטפליה
Jüdisches Museum Westfalen

Editorial

# Kein kleines Vorhaben: JMW 3.0

Diese Computer-Internet-Metaphern sind ja eigentlich ein bisschen albern – Anspruch auf Modernität und Entwicklung kann man auch anders formulieren. Zum Beispiel mit Bert Brechts Keuner-Geschichte: »Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: ‚Sie haben sich gar nicht verändert.' ‚Oh!' sagte Herr K. und erbleichte.«

Andererseits geht es darum, sehr deutlich, um nicht zu sagen: plakativ, auszudrücken, dass wir uns gerade in erheblichem Umfang neu erfinden. Ebenso wie das Museumsteam sich in 25 bis 30 Jahren verändert und erfreulicherweise auch immer wieder erweitert hat, ist unser Museum nicht mehr das gleiche wie 1992 oder 2001: Unsere Fragen und Themenakzente haben sich mit einem neuen Wissensstand und einer veränderten Gesellschaft verschoben, unsere pädagogischen Erfahrungen haben uns zu ständigem Experimentieren gedrängt, die Sehweisen von Alt und Jung haben sich nachhaltig verwandelt, jüdisches Leben in Westfalen sieht 2017 recht anders aus als in unserer Gründungsperiode, wir lernen von anderen Museen und haben viele verschiedene Zugänge zu unseren Themen im Blick…

Und wir sind nicht größenwahnsinnig – aber »unter der Hand« hat sich der Wunsch, die Dauerausstellung zu »überarbeiten«, in ein etwas umfangreicheres Vorhaben verwandelt. Manches werden die Besucherinnen und Besucher 2018 wiederfinden, anderes kommt hinzu oder fällt weg. Unser Zeitplan hat sich modifiziert, so dass wir heute vorsichtshalber noch keinen Eröffnungstermin nennen. (mehr dazu auf Seite 10)

Doch eines lässt sich schon jetzt festhalten: Wir haben für unsere ehrgeizigen Pläne großzügige Förderer gefunden, die wir hier schon einmal nennen wollen (einige Anträge an öffentliche Hände harren noch der Entscheidung, und wir sind zuversichtlich): Die Nordrhein-Westfalen-Stiftung Naturschutz, Heimat- und Kulturpflege hat uns einen großen Zuschuss gewährt, die Anneliese Brost-Stiftung und die RAG-Stiftung taten dies ebenfalls. Für die Vorarbeiten gab es Hilfe seitens der Landeszentrale für politische Bildung NRW, des Sparkassen-Verbands Westfalen-Lippe und der Provinzial-Kulturstiftung. Außerdem gibt es Zuwendungen von der Bezirksregierung Arnsberg und vom Regionalverband Ruhr aus dem Programm »interkultur Ruhr«. Teilprojekte werden wir mit bewährten Kooperationspartnern wie dem LWL-Medienzentrum angehen, und selbstverständlich steuert unser Trägerverein nicht nur viel Eigenarbeit, sondern auch finanzielle Mittel aus Spenden und Beiträgen bei. Schon jetzt ein dickes DANKE an all diese Partner, die an unsere Entwicklung glauben und sie ermöglichen!

Vor uns liegen noch anstrengende Monate, aber wir freuen uns auf das Resultat!

Norbert Reichling

# Aus der Geschichtskultur

## DUISBURG

Eine Ruhrgebiets-Großstadt ohne Gedenkstätte? Dieser Zustand geht in Duisburg dem Ende entgegen: Im Zusammenwirken von Stadtarchiv und Stadtmuseum wird bereits länger ein Zentrum für Erinnerungskultur, Menschenrechte und Demokratie entwickelt und bis 2022 eine Dauerausstellung zur NS-Lokalgeschichte entstehen. Die gegenwärtige Sonderausstellung des Aufbauteams »Das rote Hamborn« gibt einen Vorgeschmack auf die Akzente: Natürlich soll der Arbeiterwiderstand auch langfristig eine große Rolle spielen. Schon 2016 wurde eine Ausstellung »Jüdisches Leben in Duisburg von 1918 bis 1945« präsentiert.

## KÖLN

Der Ausbau des 1981 eröffneten und mehrfach erweiterten Kölner NS-Dokumentationszentrums im sog. EL-DE-Haus kann weitergehen: Im Sommer bewilligte der Stadtrat die Mittel für einen Umbau weiterer Räume und für die Einrichtung eines »Hauses für Erinnern und Demokratie« in den oberen, bislang von der Verwaltung genutzten Etagen. Angesichts stetig steigender Besucherzahlen und neuer pädagogischer Herausforderungen soll die Gedenkstätte so noch attraktiver gemacht werden.

## SOEST

Der Gedenkstätte »Französische Kapelle« in Soest, die einem-Kriegsgefangenen Offizierslager gewidmet ist, droht das Aus: Die Stadt Soest drängt dem dortigen Trägerverein, der in ehemaligen Kasernenräumen arbeitet, einen Umzug in beengte, für pädagogische Arbeit ungeeignete Dachgeschossräume auf, zudem unter verteuerten Mietbedingungen. Ein Kompromiss ist nicht in Sicht, so dass eine Resignation und Auflösung der »Geschichtswerkstatt« durchaus möglich ist.

# Anna und Salomon Heinemann – ein jüdisches Leben in Westfalen

**Anna und Salomon Heinemann (2. und 4. v.l.) mit Gästen**

»Dein Gleichmut ist's, der Fassung mir verleiht, Daß ich die Zukunft ohne Angst erwarte. Wird sie auch eine unerträglich harte, Die Kräfte wachsen mit der schweren Zeit. Wir wollen wie bisher die Glieder regen, So lange uns des Lebens Licht erhellt. Noch ist's nicht Zeit, wenn es uns auch gefällt, Die müden Hände in den Schoß zu legen.« (An den Gefährten von Anna Heinemann)

Am 10. März 1894 heiratete die 23-jährige Anna Heinemann den vier Jahre älteren Anwalt Salomon »Sally« Heinemann im Beisein ihrer Familie und vermutlich einigen entfernten Verwandten des Bräutigams. Hier beginnt die Geschichte eines Ehepaars, das nicht nur die große Wertschätzung von Kunst, Musik und Literatur, sondern auch eine tief empfundene Lieber zueinander einte. Der schriftliche Nachlass Anna Heinemanns zeugt von der tiefen Zuneigung, die das Ehepaar miteinander verband und von Ängsten, die vermutlich eine ganze Generation jüdischer Menschen in Westfalen und über seine Grenzen hinaus prägten. Bis zu ihrem Tod am 14. und 16. November 1938 ist das Ehepaar Heinemann in Essen bekannt als Förderer der Künste und Zentrum für konstruktives Miteinander in einer Zeit der Unsicherheit.

Salomon Heinemann wurde am 26.Januar 1865 als drittes Kind einer Familie geboren, die zu diesem Zeitpunkt bereits vierzig Jahre in der Stadt Essen verwurzelt war. Seine Großeltern väterlicherseits zogen aus Rheine bzw. aus Mülheim an der Ruhr in die Ruhrgebietsmetropole, wo Heinemanns Vater Hermann seit 1868 den Posten des Vorsitzenden der Synagogengemeinde bekleidete. In den 1880er Jahren verzog die Familie in ein Haus am II. Hagen 25, die Adresse, die später auch ein Zuhause für das Ehepaar Heinemann sein sollte. Kurz nach seinem Abitur begann Salomon im April 1885 mit dem Jurastudium in Heidelberg. Die Tatsache, dass es dem dritten Kind einer Familie vergönnt gewesen ist, das Abitur abzulegen und eine universitäre Laufbahn zu verfolgen, spricht dafür, dass die Familie bürgerlich, aber gut situiert gewesen sein muss.

Während seiner Ausbildung besuchte Salomon unterschiedliche renommierte Universitäten, darunter Leipzig, Berlin und Göttingen. Seine Referendariatszeit verbrachte Heinemann allerdings in seiner Heimatstadt, sodass es ihm möglich war die letzten Monate im Leben seiner Mutter anwesend zu sein, bis diese im April 1891 verstarb.

Das Jahr 1893 brachte zwei Veränderungen mit sich: Salomon nahm seine anwaltliche Tätigkeit auf und arbeitete als Gerichtsassessor in Essen, kurze Zeit später verlobte er sich mit Anna Wertheimer aus Bielefeld. Seine Verlobte kam am 5. April 1869 in Bielefeld als viertes von sechs Kindern des Ehepaars Joseph und Jenny Wertheimer zur Welt. Ab 1893 war die Familie in Bielefeld-Jöllenbeck ansässig, wo der Vater das Unternehmen Seidenweberei Wertheimer & Co. etablierte. In der zweiten Generation als Textileinzelhändler und Leinengroßhändler tätig, wurden in der Handweberei Leinen, Seide, Samt und Plüsch hergestellt. Das Unternehmen, das 1889 weiter expandierte und immer mehr Betriebe übernahm, behielt sich einen verhältnismäßig fortschrittlichen und sozialen Umgang mit den beschäftigten Arbeitern vor, deren Bezahlung überdurchschnittlich hoch gewesen sein muss.

Anna verarbeitete die Eindrücke aus dem Elternhaus und ihre Prägung durch die Familie in einer Szene ihres späteren Buches, welches der Angestellten und Schneiderin Minchen Unger gewidmet ist, zu der die Schriftstellerin eine scheinbar freundschaftliche Beziehung pflegte. Insgesamt ist ihre familiäre Herkunft wohl als liberal-bürgerlich und gleichzeitig auch als religiös zu bezeichnen. Wie viele Mitglieder der städtischen Judengemeinde in Bielefeld besuchte Anna die liberale Töchterschule und ihr Vater betätigte sich als Gründer und Mäzen des örtlichen Kunstvereins.

Wie genau sich Anna Wertheimer und Salomon Heinemann kennengelernt

haben ist nicht vollständig nachzuvollziehen, allerdings ist bekannt, dass 1888 Annas Schwester Tony den Essener Arzt Dr. Adolf Blumenfeld heiratete und die Familie Bekanntschaften in der juristischen Szene besaß. Vermutlich haben sich Anna und Salomon über gemeinsame Freunde kennengelernt haben.

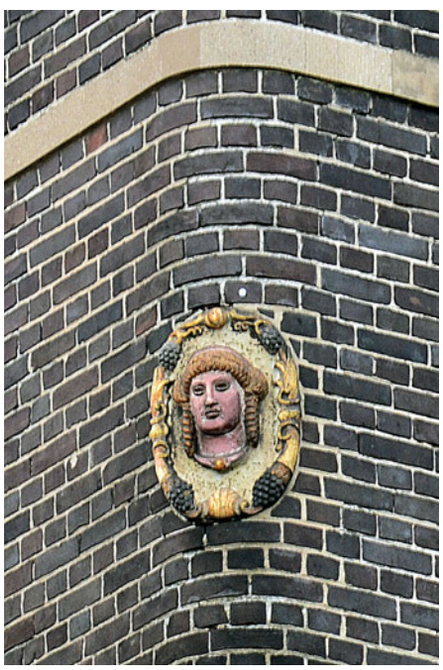
Etwa einen Monat nach der Verlobung erhielt Salomon seine Doktorwürde. Seine Arbeit hatte er über das Wechselwahlrecht verfasst und diese mit summa cum laude abgeschlossen. Im Anschluss trat er eine Stelle als Anwalt am Landgerichts Essen an. Am 10.3.1894 fand die Hochzeit in Bielefeld im engsten Familienkreis statt. Salomons Vater war zwei Monate zuvor verstorben, wodurch die Familie des Bräutigams vermutlich nur durch sehr weit entfernte Verwandte vertreten war.

Das Ehepaar lebte 16 Jahre im Elternhaus Heinemanns, am II. Hagen 25. Um das Jahr 1912, im selben Jahr in dem Salomon Heinemann am 12. April den Titel eines Justizrates verliehen wurde, wurde ein Haus am Haumannplatz 1 zum neuen Wohnsitz der Eheleute. Da Salomon nicht nur als Rechtsanwalt, sondern auch als Notar praktizierte, war es finanziell möglich, sich ein »stattliches« und »herrlich[es]« Wohnhaus, wie Zeitzeugen berichteten, bauen zu können. In der Nachbarschaft des Landesgerichts gelegen wurde das neue Wohnhaus 1910 von einem Architekten gebaut, der folgendermaßen von Zeitzeugen beschrieben wird: »Baumeister dieses […] Hauses war kein geringerer als Paul Schultze-Naumann, damals Professor an der Kunstakademie Weimar und Verfasser zahlreicher Bücher zur Kunst und Architektur.« Es ist zu vermuten, dass es sich bei dem beschriebenen Architekten um Paul Schultze-Naumburg handelt. Dieser war Direktor der Kunstakademie Weimar und hatte bereits 1909 ein Wohnhaus für den Essener Rechtsanwalt Victor Niemeyer gebaut. Falls dies zutreffen sollte, hätte ein bekennender Nationalsozialist das Haus der Heinemanns entworfen und gebaut. Zu Schultze-Naumburgs Bekanntenkreis zählten ab Mitte der 1920er Jahre wohl Adolf Hitler, Joseph Goebbels und Heinrich Himmler. Im Jahr 1928 verfasste er das Buch »Kunst und Rasse«, das später die Basis für die Ausstellung »Entartete Kunst« sein sollte.

Bis zu seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg war das Haus, wie die Zeitzeugin Tove Gerson – deren Schwiegereltern mit den Heinemanns bekannt waren – schilderte, ein Ort an dem man sich in Essener Künstlerkreisen gern versammelte. Nach Konzerten oder anderen Kulturveranstaltungen war es ein Treffpunkt für die Mäzenaten Essens und bot Raum für einen offenen Austausch.

Obschon Salomon und Anna keine eigenen Kinder hatte, luden sie oft Kinder von Verwandten oder aus der Nachbarschaft ein und inszenierten am Haumannplatz regelrechte Kindergesellschaften. Auf der Basis verschiedener Märchen – König Drosselbart und der kleinen Meerjungfrau beispielsweise – verfasste Anna Theaterstücke, die sie zusammen mit den Mitgliedern ihrer Kindergruppe aufführte und die ihr den Beinamen »Märchentante« verliehen.

Dieses Leben endete schlagartig mit der Machtübernahme des NS-Regimes: Salomon legte freiwillig alle Mandate und sämtliche Funktionen nieder, wie etwa sein Vorstandsamt im Historischen Verein für Stadt und Stift Essen 1880 e.V. Dank dieser Entscheidung konnte er vorerst – ganz im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen – ohne Zwischenfälle weiterleben; allerdings war er sämtlicher Beschäftigungen beraubt und wurde zusätzlich dazu – wie alle anderen Juden auch – durch zahlreiche antijüdische Gesetze immer weiter vom gesellschaftlichen Leben ausgegrenzt. Die Kanzlei



**Fassaden-Detail des Heinemann-Hauses**

existierte weiterhin, da Heinemanns Neffe christlich getauft war und Dr. Witte auch dem christlichen Glauben angehörte.

Das Pogrom vom 9. zum 10. November 1938 verstörte die Heinemanns vollkommen. Ihre Eindrücke vom Morgen des 10. November 1938 schilderte die Zeitzeugin Tove Gerson:

[…] Dann bin ich in Essen zu Freunden meiner Schwiegereltern; der Mann war Rechtsanwalt, einer der angesehensten Juristen, ein Wirtschaftsanwalt. Wie ich dahin kam, stand eine bedrohliche Masse auf der Straße: Ich ging dann – ich war so naiv, dass ich Blumen mitgenommen hatte, so was Blödes, aber solche Situationen kennt man nicht – ich ging zum Seiteneingang, die Haupttür war zerschlagen und verrammelt, mit Balken zugestellt. Und dann kam, während ich wartete, dass die Seitentür aufgemacht wird, ein Mann aus der Menge zu mir und sagte sehr bedrohlich und unangenehm,

ob ich vielleicht noch den Juden Blumen brächte. Da hab ich eine Riesenangst erlebt vor der Menge – ich weiß nicht mehr, was ich in der Aufregung geplappert hab. Jedenfalls kam dann das Mädchen und machte die Tür auf. Ich kam herein in das Haus, das ich gut kannte. Das waren sehr kultivierte Leute, nach Konzerten trafen sich dort berühmte Künstler, die Heinemanns waren selbst feine Musiker. Jetzt war einfach alles zusammengeschlagen, die Vorhänge haben sie angebrannt, die Teppiche zerschnitten, die Sessel aufgeschlitzt, so dass alles von innen herausquoll. die Fenster und Spiegel zerschlagen […]

Ich redete mit den alten Leuten. Sie waren über 70 und machten einen vollkommen verstörten Eindruck, aber haben mir klar erzählt. Sie hätten Mittagsschlaf gehalten, es hat furchtbar geläutet, und noch bevor sie aufmachen konnten, kam die SA rein, schlug ihnen die Türen ein. Die sprangen mit den Stiefeln in die Fenster, in die Spiegel am Eingang. Dann sagte man ihnen, sie müssen in den Garten raus. Die Frau sagte: »Kann ich wenigstens einen Mantel mitnehmen für meinen Mann?« – die lachten höhnisch und sagten »Bitte« und schon ging's los, alles wurde angebrannt und kaputtgeschlagen.

Dann waren die Alten im Garten, dann kam die Polizei und holte den alten Mann ab, der war so erschrocken, dass er überhaupt keinen Schritt gehen konnte. Der Polizist war sehr freundlich und nahm ihn an den Arm, half ihm. Die Frau war nun ganz allein und warf sich in ihrem Schreck auf die Erde. Und oben im Nachbarhaus schauten ihre guten Freunde, ein Stadtrat, so hinter den Gardinen raus. Das zeigt, wohin die Menschen in ihrer Angst kommen. Er wusste, wenn er runtergegangen und sich menschlich verhalten hätte, der alten Frau beigestanden hätte in ihrer furchtbaren Lage, dann hätte er natürlich seinen Posten verloren. Er hatte Angst, dass seiner Frau was passiert. So blieben sie eben da im Hintergrund und ließen ihre gute Freundin allein.

## »Man hat in diesen Situationen alle Arten von Verhalten erlebt.«

Nach einiger Zeit kam der Mann zurück, dann wurde ihnen gesagt, sie dürften nicht ins Haus, so waren sie im Kalten draußen. Und da kam plötzlich durch die Menge, die so hässlich und drohend und schreiend dastand, ein Auto, und ein junger Pfarrer und eine Freundin von ihnen stiegen aus und sagten: »Kommen Sie mit, Sie müssen heute Nacht ja irgendwo übernachten.« Da sind die Alten mit, aber die Frau sagte:« Das ist doch gefährlich für sie.« Da sagte der junge Mann: »Darum kann ich mich jetzt nicht kümmern, ich hab keine Zeit zu denken, was gefährlich ist.« Und hat sie mitgenommen. – Man hat in diesen Situationen alle Arten von Verhalten erlebt! […]«

Die Heinemanns blieben vier Tage bei zwei ihrer ehemaligen Hausdamen. Danach kehrten sie noch ein einziges Mal in ihr zerstörtes Haus zurück. Salomon und Anna Heinemann hatten endgültig ihren Lebensmut verloren. Sie kehrten zurück, um ihrem Leben ein Ende zu setzen. Am 14. November verstarb Anna, zwei Tage später Salomon an einer Leuchtgasvergiftung. Nur wenige erschienen zu ihrem Begräbnis auf dem jüdischen Friedhof in Essen-Segeroth.

Das Leben und Wirken von Sally und Anna zeigt bis heute seine Spuren: Ohne sie würde es wohl kaum das Folkwang-Museum mit seiner wundervollen Kunstsammlung geben. Durch das Fortbestehen des Museums, des Museumsvereins und des Historischen Vereins für Stadt und Stift Essen lebt ihr Erbe weiter. Uns sollten Salomon und Anna als großzügige Förderer für Kunst und Kultur in Essen und Ehepaar, das in inniger Verbundenheit miteinander lebte und wirkte.

Vanessa Eisenhardt
und
Viktoria Heppe

Portrait

# Judith Pins – Eine Künstlerin von Welt

**Bild »Waw« aus dem Zyklus**

Judith Pins lebte in ihrem Leben auf drei Kontinenten und widmete ihr Leben der Kunst. Sie studierte sie, sie übte sie aus und sie gab sie an andere weiter. Trotzdem verlor sie ihre »alte« Heimat niemals aus den Augen, kümmerte sich immer um andere und erschuf mehr als nur Bilder.

## Die Anfänge ihrer Kunst

Sie wurde am 8.Oktober 1926 als Hildegard Putzki in Gelsenkirchen geboren. Die Zeit des Nationalsozialismus überlebte sie versteckt bei einer Familie in Österreich. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland machte sie eine Ausbildung als Malerin und Zeichnerin. Zu dieser Zeit erarbeitete sie einige Entwürfe für Kinderbücher. Dies war der Beginn ihrer künstlerischen Karriere.

Seit 1947 war sie Mitglied der Jüdischen Gemeinde Münster. Dort lernte sie auch ihren späteren Ehemann Helmut Pins kennen, der als einziger Wolbecker Jude mehrere Lager überlebte und als Überlebender des Holocaust nach Wolbeck zurückgekehrt ist. Die beiden heirateten 1950 nach jüdischem Ritus.

## Raus aus Deutschland – Rein in die Welt

1956 wanderte das Ehepaar Pins nach Australien aus. Judith Pins studierte an der National Art School Sydney und arbeitete von 1962 bis 1966 mit Professor M. Feuerring zusammen. 1968 zog sie mit ihrem Mann nach Karmiel in Israel. Zunächst studierte sie Lithografie an der Universität Haifa und arbeitete im Künstlerdorf En Hod. Seit 1972 war sie als Lehrerin für Malen, Zeichen und

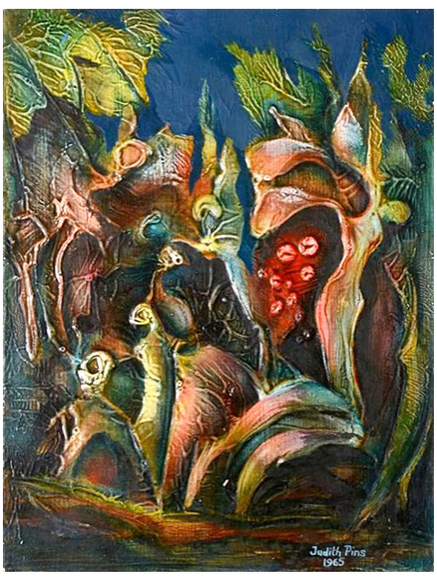



**Bild von Judith Pins**

**Mappe des Zyklus »Buchstaben des Lebens«**

**Bild von Judith Pins**

Historie im Kultur-Centrum Karmiel tätig. Zu dieser Zeit beschäftigte sie sich intensiv mit der jüdischen Kabbala.

Seit 1980 hat sie neben ihrer künstlerischen Tätigkeit einige weitere Projekte gestartet. Gemeinsam mit ihrem Mann engagierte sie sich beim Aufbau und bei der Unterstützung des Kinderdorfes in Karmiel. Außerdem besuchten die beiden mehrmals Deutschland und besonders Münster. Später war Judith Pins dann Mitbegründerin der Schulpartnerschaft des Gymnasiums Wolbeck und der O.R.T.-Horowitz-School in Karmiel.

Trotzdem kam ihre Kunst nicht zu kurz. 1988 stellte sie ihren Zyklus »Buchstaben des Lebens« fertig. Außerdem hatte sie so großen Erfolg, dass ihre Werke in über 35 Einzelausstellungen in Australien, Israel, Deutschland und den USA ausgestellt wurden. Ihre Werke sind auch in unzähligen Gruppen-Ausstellungen zu sehen.

1987 verstarb ihr Mann Helmut. 1991 wurde sie zur Ehrenbürgerin von Karmiel ernannt, unternahm nach mehreren Schlaganfällen allerdings keine Reisen mehr. Am 2.November 2012 verstarb sie in Rhegba, Israel.

## Ihr Zyklus des Lebens

Das vielleicht bedeutendste ihrer künstlerischen Werke ist ihr Zyklus »Buchstaben des Lebens«, den sie 1988 anfertigte. Für diese Arbeit hat sie sich lange mit der jüdischen Kabbala beschäftigt. Ihre größten Inspirationen wurden die altjüdischen Erzählungen von Friedrich Weinreb, einem jüdisch-chassidischen Erzähler und Schriftsteller aus Zürich, mit dem sie auch in Kontakt stand. Allerdings verwies sie immer auf die Eigenständigkeit ihrer Bilder.

Die hebräischen Buchstaben bekommen in diesen Überlieferungen eine symbolische Bedeutung. Teilweise bezieht sich diese Bedeutung auf die Buchstabennamen, auf die Form der Buchstaben, auf die Zahlenwerte, die lautliche Entsprechung oder manchmal auf andere Assoziationen.

In einer der Deutungen erhält beispielsweise die traditionelle Reihenfolge der Buchstaben eine besondere Rolle. Dabei bildet das Alphabet einen Zyklus, der vom Ursprung des Lebens bis zum Ende geht. Darin spielt aber nicht nur das Gute eine Rolle, sondern auch das Böse und Schlechte.

Genau diese Deutung hat Judith Pins aufgegriffen und künstlerisch umgesetzt. In ihren Bildern gestaltet sie Szenen, wobei die Buchstaben formtechnisch in die Bilder eingearbeitet sind. Und zusätzlich zu ihren Bildern hat sie eine Einführung verfasst, in der sie eine kurze Zusammenfassung von Friedrich Weinrebs Texten gemäß ihrem eigenen Verständnis gibt. Darin schreibt sie beispielsweise, dass die Buchstaben uns »von der Entstehung und der Geschichte der Welt erzählen«.

Lea Droste

# Aus den jüdischen Gemeinden

## BOCHUM

Im Dezember 2017 wird die Jüdische Gemeinde Bochum – Herne – Hattingen das »10jährige« ihrer neuen Synagoge am Erich-Mendel-Platz feiern. Das Gemeindeleben der Jüdische Kultusgemeinde Bochum-Herne-Recklinghausen – wie sie lange hieß – fand lange hauptsächlich in Recklinghausen statt. 1999 erfolgte aufgrund der schnell ansteigenden Mitgliederzahl durch den Zuzug von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion eine Teilung. Die Städte Bochum, Herne und Hattingen bildeten eine eigene Gemeinde, die heute mehr als 1.000 Mitglieder hat.

Am 16. Dezember 2007 wurde dann die neue Synagoge eröffnet – deren Bau gilt als herausragend für die heutige Synagogenarchitektur und gibt Raum für einen Kulturclub, einen Seniorenclub, ein Jugendzentrum, Makkabi-Sportaktivitäten und Religionsunterricht. Eine besondere Initiative ist der »Club Stern«, dessen Mitglieder jüdische Teilnehmer am Zweiten Weltkrieg sowie ehemalige Gefangene der Ghettos und Konzentrationslager sind. (nach: Jüdische Allgemeine Wochenzeitung)

## DUISBURG

Die Jüdische Gemeinde Duisburg – Mülheim – Oberhausen richtete am 10. September im Duisburger Gemeindezentrum am Innenhafen zum 9. Mal ihr Fest des jüdischen Buches aus. Mit prominenten Gästen wie den Autoren Götz Aly, Joseph L. Heid, Carmen Matussek, Mirna Funk und Daniel Hoffmann sowie zwei Ausstellungen wurde ein breites Interessenspektrum abgedeckt.

Ein Schwerpunktthema dieses Jahres war »Zionismus und Israel«; zum ersten Mal waren auch das Jüdische Museum Westfalen (mit einem Vortrag von Walter Schiffer) und die Duisburger Zweigstelle der Europäischen Januzs-Korczak-Akademie als Kooperationspartner beteiligt.

## MÜNSTER

Auch in diesem Jahr fand wieder ein bundesweiter »Tag des offenen Denkmals« statt, an dem auch die jüdische Gemeinde Münster ihren Friedhof für Besucher/Innen öffnete. Und erneut zog dieser Tag viele Interessenten aller Altersstufen aus Münster und Umgebung an.

Sharon Fehr berichtet auf der Gemeinde-Website: »Die ersten Besucher/Innen trafen bereits um 10:30 Uhr ein. Frau Professorin Mare Therese Wacker und Herr Ludger Hiepel waren -G`tt lob – vor mir bereits da. Ich verfranzte mich durch Umleitungen wegen des städtischen Marathonlaufes um fast eine halbe Stunde. Wie im vergangenen Jahr übernahm ich Fragen, die sich mit unseren Trauerbräuchen, Riten und Vorschriften bis zur Beerdigung und Trauerzeiten beschäftigten. Frau Prof. Dr. Wacker (Uni Münster und Herr Dipl. Theologe Ludger Hiepel (wissenschaftlicher Mitarbeiter von Frau Wacker an der Uni) übernahmen Fragen, die den geschichtlichen Hintergrund /Entstehung und Gegenwart unseres altehrwürdigen Jüdischen Friedhofs Münster im Fokus hatten. Wir hatten (geschätzt) zwischen zweihundert und zweihundertfünfzig Besucher/Innen aller Altersgruppen.«

## UNNA

Seit Mai 2007 engagiert sich die Jüdische Gemeinde »haKochaw« im Kreis Unna. Mit einem seit 2010 genutzten Gebäude im ehemaligen Bodelschwingh-Haus in Unna-Massen und dem feierlichem Einzug einer eigenen Thora – Rolle, dank der Unterstützung Vieler formte sich eine lebendige liberale Synagogengemeinde. Seit langem ist die Gemeinde im interkulturellen Dialog tätig. Denn die in ihr Aktiven sehen sich als »Brückenbauer« zwischen Religionen und Kulturen. Konzerte jüdischer Musik und Einblicke in die jüdische Kultur bereichern die kulturelle Landschaft der Region; dazu trägt auch ein sehr reger Fördererkreis bei.

An einem Festakt im Sommer nahmen zahlreiche Vertreter von Parteien und Schulen, Kirchen und Vereinen, der Verwaltung sowie interessierte Bürger teil, außerdem Ehrengäste aus den USA. Den Abschluss der festlichen Reden lieferte die Vorsitzende der Union Progressiver Juden in Deutschland Sonja Guentner aus Köln.

## BIELEFELD

Mit einer Feier am 18. November – nach Schabbatausgang – wird die Jüdische Gemeinde »Beit Tikwa« Bielefeld ihren Gemeinderabbiner ehren. Gemeinsam mit der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen, dem Zentralrat der Juden in Deutschland, der Allgemeinen Rabbinerkonferenz in Deutschland, der Union progressiver Juden in Deutschland, dem Landesverband Jüdischer Gemeinden in Westfalen-Lippe und seinen Freunden und Weggefährten wird der 90. Geburtstag des ehemaligen westfälischen Landesrabbiners von Westfalen-Lippe begangen.

## DÜSSELDORF

Die Jüdische Gemeinde Düsseldorf hat eine Antidiskriminierungs- und Antisemitismus-Servicestelle eingerichtet. Diese erfasst seit Mitte Juni 2017 alle Fälle von Diskriminierung und Antisemitismus. »Wichtig ist uns, gegen jede Form von Diskriminierung vorzugehen, weshalb wir nicht nur jüdischen Mitbürgern offen stehen. Wir nehmen jeden Fall von Antisemitismus und Diskriminierung auf«, erklärte Michael Szentei-Heise, Verwaltungsdirektor der Gemeinde.

Der Gemeinde-Vorsitzende Oded Horowitz verwies zur Begründung auf den aktuellen Antisemitismusbericht der Bundesregierung: Dieser kam zu dem Ergebnis, dass zwischen 15 und 20 Prozent der Bevölkerung in Deutschland antisemitische Stereotype haben. »Immer wieder müssen wir und unsere Familien, besonders unsere Kinder, Enkel, Nichten und Neffen, erfahren, dass die Seuche des Antisemitismus in Deutschland wieder auf dem Vormarsch ist. Auf Schulhöfen und in Fußballstadien ist ‚Jude' als Schimpfwort wieder akzeptiert und auch in den Medien herrscht ein regelmäßig untergründiger Antisemitismus.«

## ZENTRALWOHLFAHRTSSTELLE

Am 9. September 1917 wurde die ZWST unter dem damaligen Namen »Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden« in Berlin gegründet, um als Dachverband die vielfältigen sozialen Einrichtungen und Wohlfahrtsorganisationen zu koordinieren. Nach kurzer Unterbrechung während der Zeit des Nationalsozialismus wurde die ZWST 1951, unter ihrem heutigen Namen »Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland« wiedergegründet.

In diesem Jahr begeht die Zentralwohlfahrtsstelle also ihr 100-jähriges Jubiläum. Trotz tiefer Einschnitte und Brüche gelang es der ZWST in den letzten 100 Jahren immer wieder, sich auf neue Einwanderungswellen einzustellen und sich nach der Zerschlagung während der Shoa wieder komplett neu aufzustellen. Bei einem Festakt in Frankfurt gab es Vorträge, Diskussionen, einen Dokumentarfilm, außerdem eine Sonderausgabe der »Jüdischen Allgemeinen«.

Pinchas Goldschmidt (Vorsitzender der Europäischen Rabbinerkonferenz) unterstrich in seiner Festansprache das religiöse Fundament der ZWST: »Zedaka liegt im Herzen des Verständnisses des Judentums über die zwischenmenschlichen Pflichten. Eine Idee, die ihren Ursprung vor viertausend Jahren hat und bis heute eine Herausforderung bleibt.«

## UNION PROGRESSIVER JUDEN

Rabbiner Prof. Dr. Walter Homolka (Berlin) ist am 30. Juli 2017 zum neuen Vorsitzenden des liberalen Judentums in Deutschland gewählt worden. Die Wahl erfolgte im Rahmen der 23. Jahrestagung der UpJ in Bonn-Bad Godesberg.

Rabbiner Homolka (Jahrgang 1964) ist Rektor des Abraham Geiger-Kollegs und Lehrstuhlinhaber für Jüdische Religionsphilosophie der Neuzeit an der Universität Potsdam. Er erklärte: »Ich möchte dem liberalen Judentum in Deutschland eine starke Stimme geben. Dabei ist mir eine konstruktive Zusammenarbeit mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland wichtig.«

Als stellvertretende Vorsitzende wurde Deborah Tal-Rüttger (Jüdische Liberale Gemeinde Region Kassel) bestätigt. Weitere Vorstandsmitglieder sind Inna Shames (Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Schleswig Holstein), Alexandra Khariakova (Gemeinde HaKochaw in Unna/Landesverband Jüdischer Gemeinden in Nordrhein-Westfalen) und Dan Rattan (Liberale Jüdische Gemeinde Beth Schalom München).

Die Union progressiver Juden in Deutschland K.d.ö.R. wurde 1997 gegründet. Sie ist der Zusammenschluss von 26 liberalen Gemeinden in Deutschland mit rund 5.200 Mitgliedern und Mitglied der World Union for Progressive Judaism mit Sitz in Jerusalem, die als weltweit größte jüdische religiöse Organisation über 1.200 liberale jüdische Gemeinden mit mehr als 1,8 Millionen Mitgliedern in 50 Ländern vertritt.

# 1000 Jahre auf 300 qm

## Unsere nächste Dauerausstellung

**Die Taschenuhr der Meppener Familie Silbermann bekam im Exilland USA einen zusätzlichen Anhänger. Schenkung Henry Silbermann, Baltimore (mit Dank an Gertrud Althoff, Münster).**

**Die Matzenfabrik von Joseph Marcus an der Bahnhofstraße in Burgsteinfurt galt vor dem Ersten Weltkrieg als größte Bäckerei Westfalens. JMW.**

Das Jüdische Museum Westfalen in Dorsten wird – darüber haben wir in »Schalom« schon berichtet – bis 2018 seine Dauerausstellung überarbeiten. »Schon wieder eine neue Ausstellung? Die alte ist doch noch gut.« – Das hören wir manchmal bis heute, wenn wir über unsere Pläne berichten. Aber eine 17 Jahre alte Präsentation muss doch überdacht und eben auch revidiert werden. Wie weitgehend, hat sich uns auch erst mitgeteilt, als wir schon unterwegs waren.

Welche Wünsche begleiten diesen Weg? Besucher und Besucherinnen des Museums wurden immer wieder befragt und haben in Workshops die Zukunft mitgeplant. Ein Expert_innen-Beirat ist auch beteiligt und tagt in diesen Tagen zum dritten Mal.

Die große Vielgestaltigkeit der jüdischen Geschichte in Westfalen haben unsere Vorarbeiten schon länger ausgeleuchtet. Diese Vielfalt soll sich künftig thematisch durch die gesamte Dauerausstellung ziehen. Das bedeutet auch, neue Stationen zu Dorf, Mittelzentrum und westfälischer Ruhrgebietsstadt aufzunehmen und Themen wie westfälisch-jüdische Landwirte, Viehhändler, Schützenköniginnen neben Unternehmer/innen, Bergleuten und Industriearbeitern zu präsentieren.

Im Zentrum der vorgesehenen Ausweitungen stehen daher die Themen »jüdischer Pluralismus« und »Migration«. Das bedeutet auch, neue Anknüpfungspunkte für die heutige Einwanderungsgesellschaft zu entwickeln. Die Auseinandersetzung mit den Folgen ethnischer, kultureller, religiöser und anderer Zugehörigkeiten und Heterogenität erscheint uns dringlicher denn je. Außerdem nehmen wir die Gelegenheit wahr, unsere Bemühungen um eine Inklusion Benachteiligter zu verstärken.

Eine solche Modernisierung soll die Publikumsresonanz des Museums erhalten und ausbauen; wir möchten attraktiver werden durch spielerische und dialogische Elemente. Damit können wir vielleicht die »erzieherisch«-strenge Ausstrahlung, die dieses Museum nie produzieren wollte, weiter abbauen, und die Lernpotenziale der beispielhaften Minderheitserfahrung von Juden in Westfalen fruchtbar machen: Die Überarbeitung der Dauerausstellung soll für die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen neue Anknüpfungspunkte bieten, um über aktuellen Antisemitismus und Rassismus, Demokratie und Zivilcourage sprechen zu können. Der schon bislang vorhandene und zukünftig weiterhin gültige biografische Ansatz birgt die Chance, Menschen- und Minderheitenrechte alltagsbezogen zu diskutieren und die Gegenwart sichtbarer zu machen. Unsere neue Dauerausstellung soll für diese Bildungsarbeit erweiterte Grundlagen bieten.

Der Anspruch auf »Vielfalt« bedeutet außerdem, die unterschiedlichen Richtungen im religiösen Judentum stärker als bislang zu berücksichtigen. Vielfältiger sind auch die jüdischen Gemeinden in Westfalen geworden; neben den religiösen Aufgaben stehen heute gleichrangig soziale und kulturelle Angebote. Die grundlegenden Veränderungen durch die Einwanderung aus den postsowjetischen Staaten haben wir ebenfalls aufzuzeigen. Und was erwarten eigentlich junge Jüdinnen und Juden von der Zukunft?

Dass es dabei auch ein paar Hürden gibt, sei nicht verschwiegen; denn die Ansprüche an ein zeitgemäßes Museumskonzept sind oftmals widersprüchlich, gerade im Falle jüdischer Museen: »gute Zeiten« der Koexistenz zu schildern, ohne die Katastrophen und Brüche zu verschweigen, Spezifika der jüdischen

# Ein »guter Ort«

## Der jüdische Friedhof in Schermbeck

Ende September konnten wir es endlich melden: Der nächste Guide in unserer Reihe über jüdische Friedhöfe ist erschienen! In Schermbeck gab es eine ausführliche Vorstellung des neuen »Kleinen Leitfadens« mit einer Einführung von Andrea Kammeier-Nebel und einem Friedhofsrundgang mit Schlaglichtern zu den Orts- und Familiengeschichten, die der Band anreißt.

Das Büchlein – »angestoßen« von unserem Beiratsmitglied W. Bornebusch und erarbeitet von Andrea Kammeier-Nebel, Walter Schiffer und Elisabeth Schulte-Huxel– fußt auf längeren Forschungen vor Ort und bietet mehrere Zugänge zur Bedeutung und Geschichte des Friedhofs. Schon seit 1979 gab es nämlich Aktivitäten zur Erforschung und Würdigung dieses Ortes; davon zeugen u.a. zwei Gedenksteine für jüdische Familien.

Der Leitfaden zeichnet, ausgehend von Grabsteintexten und fünf Familiengeschichten, ein Bild des zeitweise bedeutenden jüdischen Lebens in Schermbeck. 26 von den insgesamt 31 erhaltenen Grabinschriften (aus dem 19. Jahrhundert) auf dem Schermbecker »Bösenberg« – als jüdische Begräbnisstätte wahrscheinlich seit 1678 genutzt – wurden übersetzt. Exkurse sind der jüdischen Schule und den oft übersehenen Lebensläufen jenseits der Ehe gewidmet. Und natürlich gibt es Übersichtspläne zum Friedhof und zu jüdischen Wohnhäusern, Hinweise zum Besuch eines jüdischen Friedhofs und zum hebräischen Alphabet. Es wurde von Stephan Pegels (Essen) gestaltet und ist für 5 € im Museum oder in Schermbeck (Buch und Kunst, Mittelstr. 33) zu erwerben.

Wir planen sowohl eine Fortsetzung dieser Reihe als auch die Umsetzung der Inhalte in pädagogische Projekte in Zusammenarbeit mit einer Schermbecker Schule.

# Fortsetzung: 1000 Jahre auf 300 qm

Minderheit zu erklären, ohne diese in eine angeblich homogene Gruppe zu verwandeln, religiöse Normen und Rituale aufzeigen, ohne die »säkularen« und »Kultur-Juden« zu vernachlässigen, jüdische Migrationen als Fluch der Vertreibungen und auch als historische Chance zur Horizontweitung zugleich zu präsentieren…

Und all das bitte allgemeinverständlich und auf knapp 300 Quadratmetern! Wir sind zuversichtlich, diesen Spagat hinzubekommen, und freuen uns auf die Zusammenarbeit mit dem kreativen Gestalter/innen-Büro »Verb« aus Essen. – Fortsetzung folgt!

Cordula Lissner
und Norbert Reichling

**Anneliese Nussbaum aus Minden konnte ihren Teddy 1939 nicht mit nach England nehmen. Leihgabe Burkhard Schäkel, Minden.**

# Martin Luther und das Judentum

Aus heutiger Perspektive ist es wohlfeil, Luthers hässlichen Schriften gegen die Juden eine klare Absage zu erteilen. Wer würde sich schon auf die antijüdischen Auswüchse dieser Schriften berufen, die sich in bedrückendem Maße auch solcher Unterstellungen bedienen, die mit einem religiösen Dissens oder auch religiöser Gegnerschaft nicht das Geringste zu tun haben? Deshalb fängt die Arbeit mit einer ausdrücklichen Absage an Luthers beschämende Schriften gegen die Juden überhaupt erst an. Von diesen Schriften gehen feste Verbindungsfäden hinüber zu seiner Theologie, wie er sie auch ohne ausdrücklichen Bezug auf das Judentum entfaltet hat. Dieser Theologie wohnen an wesentlichen Stellen antijüdische Tendenzen inne, die auch dann wirksam sind, wenn überhaupt nicht ausdrücklich von Juden die Rede ist. Ein klassisches Beispiel dafür ist das Bild zum Thema »Gesetz und Gnade« von Lucas Cranach (Vater oder Sohn), mit dem die permanente Luther-Ausstellung in Wittenberg schließt. Ausgewählt ist es dort als authentischer, gemalter Ausdruck von Luthers Theologie (1551, Öl auf Holz). Mit seiner »klare(n) Differenzierung der biblischen Geschichten zum Gesetz und Alten Testament auf der linken Bildseite von denen des Evangeliums auf der rechten« entspreche es »dem Drängen Luthers, der in dieser Unterscheidung das Wesen seiner Theologie verstand« – so der frühere Leiter des Lutherhauses.

Darum, weil bis heute hin das Verständnis des Judentums von den hier erkennbaren Grundlinien mitbestimmt wird, beginnt die Ausstellung »Martin Luther und das Judentum« mit eben dem Bild, mit dem die Wittenberger Ausstellung schließt. Für die Beschreibung des Bildes wähle ich, weil die ganze Bildanlage leichter überschaubar ist, einen entsprechenden früheren Holzschnitt von Cranach sen:

Die linke Seite repräsentiert das Gesetz, abgeteilt durch einen Baum, dessen linke Hälfte verdorrt ist, anders als die rechte Gnadenseite, deren Baumhälfte in frischem Grün steht. Auf der linken Hälfte treiben die Monster Tod und Teufel den Menschen dem Höllenschlund entgegen, verurteilt durch das Gesetz, das durch die beiden Dekalogtafeln repräsentiert wird. Sie werden dem fliehenden Adam zwecks Erkenntnis seiner Sünde und des Grundes seines Todes entgegengehalten. Im Hintergrund wird die Episode vom Murren der Kinder Israels und dem rettenden Blick auf die eherne Schlange angedeutet, die in der christlichen Tradition als Vorverweis auf den erlösenden Gekreuzigten verstanden worden ist. Auf diesen Gekreuzigten blickt flehend der fliehende Adam. Auf der rechten Seite trifft ihn, angeleitet von Johannes dem Täufer, der reinigende Blutstrahl des Gekreuzigten, der ganz rechts als Auferstandener mit der Siegeslanze die beiden Monster Tod und Teufel siegreich durchbohrt.

Wie ein roter Faden zieht sich die hier enthaltene Einschätzung des evangeliumslosen Judentums als gnaden- und zukunftslose Gemeinschaft durch die Jahrhunderte hin. Deshalb ist das Problem »Luther« im christlich-jüdischen Verhältnis nicht bereits aufgearbeitet, wenn dessen späte Schmähschriften gegen die Juden kritisch ins Visier genommen werden, so nötig dies auch ist. Weitreichender noch als die Schmähschriften hat jene heillose Auffassung vom Judentum, die auf der linken Seite des Cranach-Bildes zum Ausdruck kommt, die christliche Einstellung zur jüdischen Gemeinschaft in destruktivem Sinne bestimmt. Das Problem reicht deshalb bis in das zuvor berührte »Wesen« der Theologie Luthers hinein, wenn denn das Gegenüber von Gesetz und Evangelium dieses Wesen ausmacht.

All dies Destruktive lässt sich schwerlich anders überwinden, als dass Christen neu der jüdischen Gemeinschaft in Geschichte und Gegenwart ansichtig werden. Aus diesem Grund ist auf den meisten Ausstellungstafeln einer christlichen Spalte eine jüdische gegenübergestellt. Und da das Problem des Verhältnisses von Juden und Christen, Christen und Juden lange vor Luther beginnt und sich nach seiner Zeit fortsetzt, fängt die Ausstellung nach dem Eingangsbild auch auf zwei Tafeln mit der Antike und dem Mittelalter an und erstreckt sich bis in das 21. Jahrhundert hinein. …

## »…es sei denn, ihr werdet wie wir.«

Martin Luther hat sich am Ende jenen Christen in der langen Geschichte der Kirche angeschlossen, die proklamiert und je und dann unheilvoll in die Tat umgesetzt haben: Wir wollen euch nicht – es sei denn, ihr werdet wie wir. Wenn denn Jüdinnen und Juden einen Anspruch an uns haben, dann das glaubwürdige und dauerhafte Zeugnis: Wir wollen euch als einen Teil von uns, auch wenn ihr religiös nicht werdet wie wir.

**Peter von der Osten-Sacken**

*Auszüge aus der Einführung in die Ausstellung »Martin Luther und das Judentum. Rückblick und Aufbruch« bei der Eröffnung in Dorsten am 13. August 2017*

# Nur wer sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt, kann die Zukunft gestalten: Ein Besuch von Tamar Dreifuss

Auf Einladung des Dorstener Gymnasiums St. Ursula, das unser Bildungspartner ist, war im Juni 2017 Tamar Dreifuss zu Gast im Jüdischen Museum Westfalen. Die 1938 in Wilna geborene Zeitzeugin schilderte den Schülerinnen und Schülern, unterstützt von ihrem Mann Harry, anhand von privaten Fotos und Ausschnitten aus ihrem Kinderbuch »Die wundersame Rettung der kleinen Tamar«, wie sie als Kind gemeinsam mit ihrer Mutter der Ermordung durch die Nationalsozialisten entging.

In Wilna gab es vor dem Zweiten Weltkrieg eine der größten jüdischen Gemeinden in Europa. 80.000 Menschen, etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung, waren jüdischen Glaubens, was Wilna die Bezeichnung »Jerusalem Litauens« eintrug. Hier lebte Tamar Dreifuss gemeinsam mit ihren Eltern, Jetta und Jascha Shapiro, denen ein kleines Geschäft in der Stadt gehörte.

Als die sowjetischen Behörden im Herbst 1940 die jüdischen Familien zwangen, die Stadt zu verlassen, zog die Familie Shapiro nach Ponar, einem kleinen Ort in direkter Nähe zu Wilna. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht im Juni 1941 wurde die Situation lebensbedrohlich. Tamars Eltern und andere Verwandte fanden zunächst in einem Benediktinerkloster Zuflucht. Tamar selbst wurde als christliches Kind »Theresa« ausgegeben und bei einer Tante versteckt.

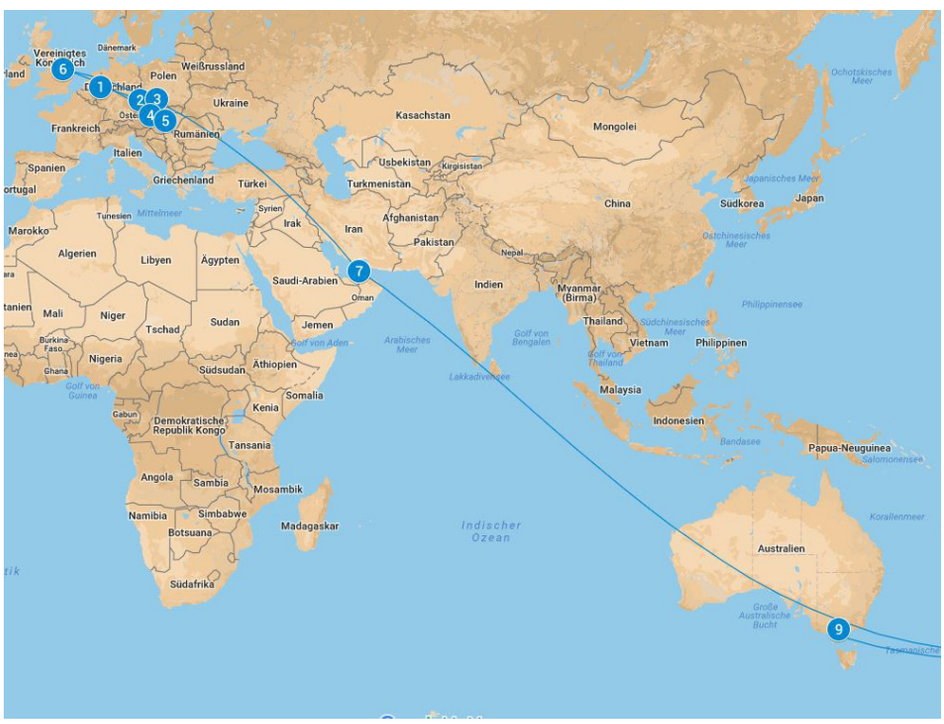
Nach wenigen Wochen begannen Massenerschießungen der jüdischen Bevölkerung. Auch Tamars Großmutter gehörte zu den Opfern. Die einzige Zuflucht schien das mittlerweile bestehende jüdische Ghetto in Wilna zu sein. Hier lebte die Familie, bis Tamar und ihre Mutter Jetta Shapiro im Herbst 1943 in das Durchgangslager Tauroggen deportiert wurden. »Wir waren zusammengepfercht in diesen Viehwaggons, es war unvorstellbar, wir waren fast froh, wenn einer starb und aus dem Zug geworfen wurde, ich hatte solche Angst, zu ersticken«, erinnert sich Tamar Dreifuss. Im Lager wagte ihre Mutter nach einer Gemeinschaftsdusche einen mutigen Fluchtversuch, der auch gelang: Sie zog ihrer Tochter ein schönes Kleid und sich ein Kostüm aus einem Kleiderhaufen an und spazierte anschließend gemeinsam mit ihrem Kind erhobenen Hauptes durch das Tor: »Wir sind durch das Tor gegangen, einfach so!« erzählt Tamar den verblüfften Schülerinnen und Schülern von St. Ursula. Die folgenden Monate überlebte Jetta mit ihrer Tochter Tamar als Arbeiterin auf Bauernhöfen, immer mit der Angst, dass die Tarnung auffliegen könnte. Nach der Befreiung Wilnas durch die Rote Armee im Juli 1944 kehrten beide in die Stadt zurück, um nach Jascha Shapiro zu suchen. Sie erfuhren, dass er im KZ ermordet worden war. Im DP-Camp heiratete Tamars Mutter den KZ-Überlebenden Siegmund Rosenzweig und wanderte mit ihrer Familie 1948 nach Israel aus. Tamar besuchte in Israel die Schule und absolvierte anschließend eine Ausbildung zur Erzieherin. 1959 heiratete sie den aus Mannheim stammenden Harry Dreifuss. Weil Harry Dreifuss in Köln eine Fachhochschule für Fotografie besuchen wollte, gingen beide nach Deutschland, Harrys Heimat, die er mit seiner Familie 1935 verlassen hatte. »Wir wollten eigentlich nur zwei Jahre bleiben. Aber wir sind hier geblieben und haben Kinder bekommen.« Tamar arbeitete als Pädagogin und Religionslehrerin und übersetzte die Geschichte ihrer Mutter »Sag niemals, das ist dein letzter Weg« aus dem Jiddischen ins Deutsche. Sie selbst wurde schließlich von ihrer Enkelin dazu ermuntert, auch ihre Geschichte zu erzählen. So entstand 2010 schließlich ihr Kinderbuch »Die wundersame Rettung der kleinen Tamar 1944«. »Besonders Kinder und Jugendliche zeigen großes Interesse an dem Thema. Ihr stellt mir so viele Fragen. Deswegen weiß ich, dass ich weitermachen muss. Ich muss alles erzählen. Damit nicht vergessen wird, was damals passiert ist.«

»Ihre Geschichte ist mir sehr nah gekommen und es wurde gar nicht langweilig, sondern es kam mir vor wie zehn Minuten« resümiert Antonia aus der 5. Klasse. »Und irgendwie hat mich das an die Flucht meiner Uroma erinnert«, fügt sie noch hinzu. Und ihre Klassenkameradin fasst den Entschluss: »Ich habe mir Tamars Mutter als mein Vorbild genommen, weil sie nie aufgegeben hat und immer noch Hoffnung hatte.«

»Wilna war meine Heimat, Deutschland ist eine Aufgabe!« beendet Tamar Dreifuss lebensfroh und zuversichtlich ihren bewegenden Besuch und erntet damit auch einige Lacher, die im Schlussapplaus untergehen.

Antje Thul und Cordula Lissner

# Das Jüdische Museum auf Weltreise…




…ich und das Museum müssen zwar erstmal hier bleiben, aber möglich macht unsere Weltreise ein so genannter »travel bug«, eine Reisewanze. Eine Reisewanze ist eine kleine Plakette mit einem Kettchen, an der Gegenstände befestigt und auf die Reise geschickt werden können. In unserem Fall haben wir uns für einen JMW-Schlüsselanhänger entschieden. Die Plakette ist mit einer individuellen Nummer versehen, über die auf www.geochaching.com deren Reise verfolgt werden kann. Dafür muss sie von dem Geocache, in dem sie sich gerade befindet, in ein nächstes gebracht und dieses anhand ihrer Nummer auf geocaching.com dokumentiert werden. Diese Caches sind Verstecke, in denen sich bei der GPS-basierten Schnitzeljagd Geocaching neben travel bugs meist Logbücher zum Dokumentieren einer erfolgreichen Suche oder Tauschgegenstände befinden.

Seitdem wir unsere kleine Wanze im April 2017 auf die Reise geschickt haben, hat sie bereits stolze 26.115,5km zurückgelegt und ist mittlerweile in Australien angekommen. Auf dieser langen Reise hat sie schon in Prag, Bratislava, Wien, Budapest, London, Kent, am Flughafen in Dubai und in Neuseeland Station gemacht und ist gerade in Australien unterwegs. Wie lange sie an einem Ort bleibt und wo sie als nächstes hinreisen wird, können wir nicht beeinflussen, was die ganze Sache auch für das Museum ziemlich spannend macht. Auf der Facebook-Seite des Jüdischen Museums und in einem Newsletter berichtet die Reisewanze nun seit Frühjahr von ihren Abenteuern.

Immer, wenn sie an einen neuen Ort gelangt, versuche ich mit Unterstützung unserer Historikerin Cordula Lissner, die für die neue Ausstellung im Haus arbeitet, »westfälische« Spuren zu finden. Das war, wie bei ihrem Aufenthalt in Prag mit der Geschichte von Abraham Sutro, der auch Teil unserer Ausstellung ist, sehr einfach. Abraham Sutro studierte, bevor er ab 1815 Landrabbiner der jüdischen Gemeinden im Münsterland wurde, auch an der Talmudschule in Prag. Bei der Station in London lag es nahe, noch einmal auf die Biografie des 1877 in Dortmund geborenen Künstlers Benno Elkan aufmerksam zu machen, der 1935 nach London emigrierte; eine Reaktion auf das von den Nationalsozialisten erlassene Berufsverbot für jüdische Künstler. Bis heute keine Geschichte gefunden haben wir zu Dubai, wo der travel

bug am Flughafen Zwischenstation auf dem Weg nach Neuseeland gemacht hat. Aus Australien hat die Reisewanze dann von der jüdischen Familie Mendel aus dem ostwestfälischen Harsewinkel berichten können, die 1939 über die Niederlande nach Australien ausgereist ist. Auch die Biografie der Gelsenkirchener Künstlerin Judith Pins (siehe Seite 6), die ebenfalls Teile ihres Lebens dort verbrachte konnten wir so noch einmal ins Gedächtnis rufen. Richtig toll wäre es natürlich, wenn der travel bug demnächst mal in Südamerika oder Israel landen würde…

Wir freuen uns sehr darüber, dass dieses Experiment so gut klappt, und sind selbst neugierig darauf, wie es sich entwickeln wird. Ohne die Hobby-Geocacher, die die Wanze mit sich nehmen, gut auf sie aufpassen und an neuen Orten aussetzen, würde es überhaupt nicht funktionieren. Deshalb freuen wir uns sehr über die Unterstützung und die netten, mittlerweile über 100 Rückmeldungen zu unserer Wanze auf geocaching.com. So schrieb dort jemand mit dem Nickname »Rotkäschchen«: »Dies ist mal wieder ein Travel Bug, den ich gerne discover. […] Das Jüdische Museum in Dorsten habe ich schon vor langer Zeit kurz nach der Eröffnung besucht. Es wäre mal wieder Zeit für einen zweiten Durchgang. […] Ich wünsche diesem Trackable eine gute Reise und die Entdeckung vieler jüdischer Orte.«

Das wünschen wir unserem travel bug auch und hoffen, dass sie für uns noch ganz viele jüdisch-westfälische Orte auf der ganzen Welt entdeckt! Und wer weiß, vielleicht kommt der travel bug sogar irgendwann einmal zu uns zurück? Sollte er das schaffen, bekommt er vielleicht sogar ein klitzekleines Plätzchen in der neuen Ausstellung?!

Was wir für unsere Reisewanze noch brauchen, ist ein Name. Wenn Sie eine schöne Idee haben, schreiben Sie uns bis zum 15. Dezember 2017 eine Mail an: info@jmw-dorsten.de. Für den schönsten Vorschlag gibt es als Dankeschön ein Überraschungspaket aus unserem Museumsshop! Auch für Hinweise zu jüdisch-westfälischen Spuren in Dubai!

Wo sich unsere kleine JMW-Reisewanze gerade so rumtreibt, kann man hier anschauen: www.geocaching.com/track/details.aspx?tracker=J0ZKM4 – Über ihre Abenteuer berichtet sie unter: www.facebook.com/juedischesmuseumwestfalen – Und wer die Geschichten als Newsletter erhalten möchte, kann sich dafür gerne unter info@jmw-dorsten.de anmelden.

Antje Thul

# Vom Winde verweht

## Atlanta, Georgia, die Wahlheimat vieler Juden vom rheinhessischen Altrhein

Breman Museum

»Downtown Atlanta! Chaos ohne Ende« Gabriele Hannah aus Mainz kämpft sich mit ihrem Ehemann Bob durch den Verkehr der Hauptstadt des US-Bundesstaates Georgia. Ihr Ziel: das Jüdische Breman-Museum. Die Mainzerin ist auf Forschungsreise. Für abschließende Recherchen zu ihrer Dokumentation über die »Juden vom Altrhein«, flog sie im Sommer in die USA. Die Guthmanns, die Haases und die Hirsches, einst am Altrhein zu Hause, verschlug es im 19. Jahrhundert in die Südstaatenmetropole. Hier gründeten sie ihre Geschäfte, engagierten sich in gesellschaftlichen und religiösen Institutionen und fanden ihre letzte Ruhestätte auf dem Oakland Cemetery, dem ältesten Friedhof der Stadt. Heute erinnern ihre Grabsteine, ihre Häuser und die nach ihnen benannten Straßen an die einstige Blütezeit des jüdischen Lebens in Atlanta. Im Archiv des Breman-Museums, wo eine Sammlung an Archivalien für die Forscherin aus Deutschland bereitliegt, wird sie schon erwartet.

**Gabriele Hannah überreicht Archivarin Lindsay Resnick für ihre Bibliothek Literatur über die Juden vom Altrhein**

Das William Breman Jewish Heritage Museum ist kulturelles Zentrum, Museum und Archiv zugleich. In zwei Dauerausstellungen (Das Fehlen der Menschlichkeit: Die Holocaust-Jahre) und (Aufbau einer Gemeinschaft. Die Juden in Atlanta von 1845 bis zur Gegenwart) werden die Holocaust-Jahre 1933-1945.dokumentiert und die Geschichte der Juden in Atlanta von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart beschrieben. Sie wurden entworfen von Benjamin Hirsch, einem 1932 als Sohn eines Zahnarztes in Frankfurt am Main geborenen Holocaust-Überlebenden. Das 1996 eröffnete Museum unterhält neben einer Bibliothek mit einer umfangreichen Sammlung an Primär- und Sekundärliteratur zur jüdischen Geschichte des Südostens der USA und des Holocaust auch ein Archiv, das einen reichen Schatz an Fotografien, Manuskripten und anderen persönlichen Dokumenten sowie Geschäftsunterlagen jüdischer Firmen bewahrt. Es wurde benannt nach William (»Bill«) Breman (1908-2000), einem Geschäftsmann und Philanthrop aus Atlanta, der in zahlreichen jüdischen Gremien vertreten und lange Jahre Präsident der jüdischen Gemeinde »The Temple« war.

**Oakland Cemetery mit Grabsteinen der aus Hamm am Rhein stammenden Haas-Family**

**Breman Museum mit Gabriele Hannah**

Die Dokumentation, die Gabriele Hannah und die Verfasser dieses Beitrags unter dem Titel »Die Juden vom Altrhein« vorbereiten, beschreibt die Lebensgeschichten der einst in der Altrheinregion beheimatet gewesenen jüdischen Familien von ihrer ersten Ansiedlung bis zu ihrer Vertreibung 1939 und verfolgt die Lebenswege der Überlebenden und ihrer Nachfahren bis in die Gegenwart hinein. Recherchiert wurden insgesamt annähernd 800 Biografien mit – je nach Quellenlage – kürzeren oder längeren Lebensläufen. Daneben wurde versucht, die familiären Beziehungen, die trotz großer geografischer Entfernungen und unterschiedlicher Lebensentwürfe über Generationen hinweg intakt waren, zu veranschaulichen. Ziel der Arbeit als ein Gemeinschaftsprojekt in Zusammenarbeit mit den Nachfahren ist es, die Erinnerung an die Opfer des Holocaust und der Zwangsemigration wachzuhalten und damit einen Beitrag zum gegenseitigen Verständnis und zur Versöhnung zu leisten. Herausgeber des Werkes, das Ende Mai 2018 im Nünnerich-Asmus-Verlag in Mainz erscheinen wird, sind die evangelischen und katholischen Kirchengemeinden der Altrheinorte Eich, Gimbsheim und Hamm am Rhein; – im Jahr des Reformationsjubiläums ein wahrhaft ökumenisches Projekt.

Martina und Hans-Dieter Graf

**Reisepass mit rotem »J« von Mathilde David Guthmann, die in Gimbsheim/Rheinhessen lebte**

Die Forschergruppe hat bereits eine Biografie eines jüdischen Auswanderers vorgelegt (Vom Rhein an den Cape Fear River. Eine rheinhessische Auswanderergeschichte, Osthofen 2013), ferner einen kommentierten Reprint eines Modekatalogs (Style Book Herbst/Winter 1909-1910) des Herrenausstatters Hart, Schaffner und Marx aus Chicago, –ebenfalls jüdische Auswanderer u.a. aus Rheinhessen – (Hamm a. Rh. 2012) und ein Kinderbuch zur Geschichte zweier Hunde und ihrer jüdischen Familien, das jüngst im Hentrich & Hentrich Verlag in Berlin erschienen ist. (Moppi und Peter. die wahre Geschichte zweier Hunde in der Nazi-Zeit). Als Herausgeber zeichnen sie für ein Werk verantwortlich, das Mitte November im gleichen Verlag erscheinen wird. Es ist der Bericht der ersten Deutschland-Reise eines Israeli, dessen Vorfahren am Niederrhein in Müddersheim und Heinsberg (Kreis Düren bei Aachen) lebten. (Joe Schwarz, Stepping Forward Into the Past. Ein Schritt vorwärts in die Vergangenheit. Bericht über eine Reise in meine deutsche Vergangenheit).

Wir besuchen

# Eine Exkursion nach Rom

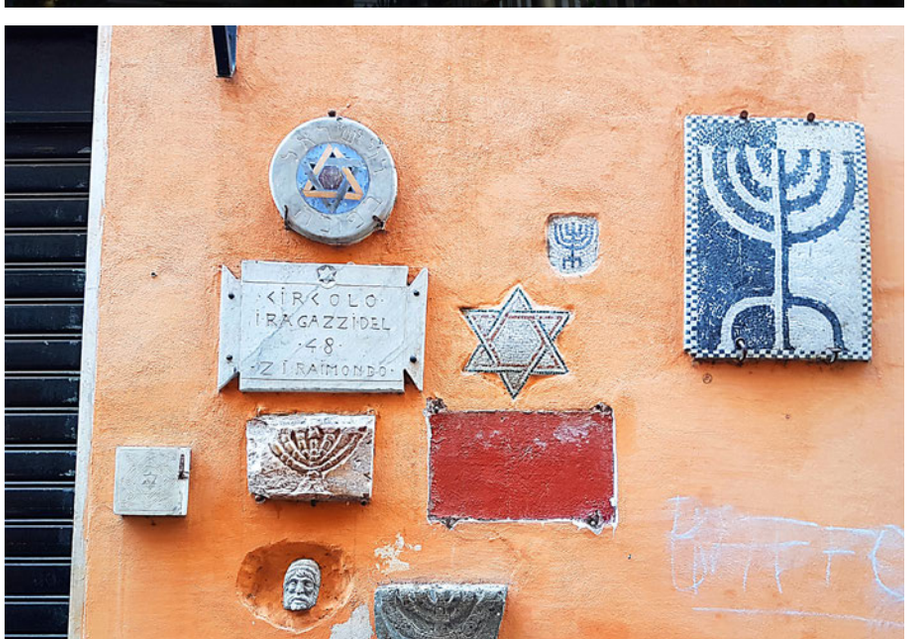
Während der diesjährigen Exkursion des Historischen Instituts der Universität Duisburg-Essen nach Rom fiel mir die Aufgabe zu, die jüdische Geschichte der Stadt zu erarbeiten.

Wir wissen bereits aus der Bibel von freundschaftlichen Bündnisverträgen zwischen Juden und Römern (1 Makk. 8, 1-32). Ob zu dieser Zeit bereits eine nennenswerte jüdische Gemeinde in Rom bestand, ist allerdings umstritten. Im 2. Jahrhundert v. Chr. berichtete Valerius Maximus (antiker Autor) von jüdischen Missionierungsversuchen, die die erste Vertreibung der Juden im Jahre 139 v. u. Z. zur Folge hatten. Unter der Besetzung Palästinas durch Gnaeus Pompeius Maximus 63 v. Chr. kamen Tausende Juden als Gefangene und Sklaven nach Rom. Mit den ansässigen Juden bildeten sie die Grundlage für eine zukünftige Gemeinde. Von Marcus Tullius Cicero erfahren wir vier Jahre später in der Verteidigungsrede Pro Valerio Flacco

unter anderem von einer jüdischen Gemeinde in Rom, die politischen Einfluss in den Volksversammlungen übte. Die römisch-jüdische Gemeinschaft wuchs unter Augustus und im Zuge der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem (70 u. Z.) stetig an. Aus dem ersten und zweiten Jahrhundert u. Z. gibt es gesicherte Erkenntnisse aus den sechs jüdischen Katakomben. Sie erzählen von insgesamt 12 antiken Synagogen, die heute nicht mehr erhalten sind. Die Inschriften der unterirdischen Grabkammern geben darüber Auskunft, dass viele dort bestattete Juden aus dem östlichen Mittelmeerraum stammten. Hauptsächlich sind sie in griechischer und lateinischer Sprache verfasst. Die Namen sind ebenfalls weitestgehend lateinischen oder griechischen Ursprungs, wohingegen der semitische Anteil der Namen prozentual hinten liegt. Diese Faktoren deuten auf die gesellschaftliche Integration der römischen Juden hin.

Aus der Spätantike gibt es kaum gesicherte archäologische oder literarische Quellen zu römischen Juden, außer dass Caracalla ihnen 212 u. Z. das Bürgerrecht verlieh. Die spärliche Quellenlage könnte allerdings auf die Kontinuität der jüdischen Gemeinde hinsichtlich ihres rechtlichen Status deuten.

Erst im 12. Jahrhundert erzählte Benjamin von Tudela ausführlich in seinen Reiseberichten von europäischen jüdischen Gemeinden. Als er 1165-1173 Italien besuchte, berichtete er von 200 jüdischen Familien in Rom. Einige von ihnen standen im Dienst des Papstes Alexander III. Im Jahr 1111 begrüßten Juden den nahenden Kaiser Heinrich V. mit Gesängen vor den Toren der Stadt. Diese Praxis sollte sich mehrfach wiederholen. Juden erhielten Schutz direkt vom Papst, weshalb sie trotz antijüdischer Edikte einen Sonderstatus in Rom behalten sollten. 1119 garantierte Calixt II. mit der Bulle »Sicut Iudaeius



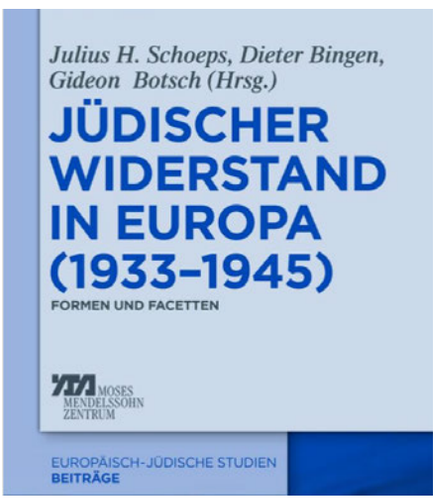
# »Schutz direkt vom Papst«

non« den Juden rechtliche Privilegien. Jener Passus tradierte sich in vielen nachfolgenden Papsturkunden.

Als Innozenz III. während des 4. Laterankonzils 1215 die Bedingungen für Juden im Reich maßgeblich veränderte, indem sie sich an der Kleidung unterscheiden sollten und Berufsverbote ausgesprochen wurden, änderte sich für die römischen Juden wenig. Selbst als 1348-1351 die Pest verheerende Pogrome in ganz Europa verursachte, sind keine Übergriffe auf die jüdische Gemeinde in Rom bekannt. Hier lagen vermutlich ökonomische und religiöse Motivationen der Päpste zugrunde. Zudem bestand immer der friedliche Missionierungsgedanke der Päpste, der bereits im 6. Jahrhundert bei Gregor dem Großen in seiner Moralia in Hiob zu finden ist. Erst im Jahre 1553 erreichte der tätliche Antijudaismus Rom. Papst Julius III. ordnete Talmudverbrennungen an, die sich von Rom aus über ganz Italien verbreiteten.

Zwei Jahre später erfolgte die Gründung des römischen Ghettos, wie es heute topographisch noch zu sehen ist. Papst Paul IV. erließ am 14.07.1555 die Urkunde »Cum nimis absurdum« mit 15 Verordnungen, die das bisherige jüdische Leben in Rom neu reglementierten. Neben den fortan strikt getrennten Lebensbereichen zwischen Christen und Juden durfte nur noch eine Synagoge in Betrieb genommen werden. Noch heute befindet sich das Ghetto gegenüber dem Stadtteil Trastevere, zwischen Marcellustheater und der Via del Portico di Ottavia. Aufgelöst wurde das Ghetto erst am 20.09.1870. Mit der Eroberung Roms durch König Viktor Emanuel II. veränderten sich auch die politischen

# »Aus den Katakomben«: Jüdischer Widerstand




Der fatale Satz »…wie die Schafe zur Schlachtbank gegangen« heftet sich seit 1945 an beinahe jede Diskussion über den Völkermord an den europäischen Juden. Lange war der Autodidakt Arno Lustiger fast der Einzige, der widersprach, auch die hellsichtige Hannah Arendt hing dieser These an, und erst in den letzten Jahren hat sich Bild des jüdischen Widerstands erweitert, aufgehellt, differenziert. Dazu trägt auch ein Tagungs-Sammelband bei, der 2016 erschienen ist. Er fasst in 17 Beiträgen die Summen des heutigen Forschungsstands zusammen, der lautet: Mit einem heutigen, erweiterten Widerstandsbegriff, wie er überall sonst angewandt wird, und angesichts der Zeugnisse der Opfer, die lange vernachlässigt wurden, ist von einem breiten Spektrum widerständiger Aktionen, z.T. individuellen, z.T. auch kollektiven auszugehen: Rettungswiderstand und kultureller Widerstand, Fluchthilfe, Tätigkeit in Partisanengruppen, Aufstände in Lagern und Resistenz gegen die deutsche Erfassungsbürokratie, militärische Beiträge – all das ist mitzusehen.

Eine angemessene Thematisierung hat unter Extrem-Auffassungen gelitten: der falschen Bescheidenheit mancher Akteure nämlich und der unglaubwürdigen Heroisierung der Warschauer-Ghetto-Aufständler, die mancherorts in sinnbildender Absicht veranstaltet wurde.

Der weiterführende Inhalt des Buchs kann nicht einmal umrissen werden: Wir finden hier Überblicksbeiträge, Lokal- und Länderstudien, Skizzen zur Rezeptionsgeschichte in Literatur, Musik und Kunst, Biografisches und Systematisches. Neben dem naheliegenden Akzent auf Deutschland und Polen rücken auch Westeuropa und Südosteuropa in den Blick. Wir sollten diese Studien zum Anlass nehmen, den unglaublich beschränkten, auf Eliten fokussierten Begriff von Widerstand, der immer noch in vielen Diskursen wirksam ist, zu begraben!

**Nong**

*Julius H. Schoeps, Dieter Bingen, Gideon Botsch (Hg.): Jüdischer Widerstand in Europa (1933-1945), Berlin (de Gruyter) 2016*

# Fortsetzung: Eine Exkursion nach Rom

Verhältnisse. Unter anderem wurde die päpstliche Alleinherrschaft beendet. Das Ghetto galt derzeit als rückständig, unhygienisch und seine Bewohner im europäischen Vergleich als verarmt.

Es wurde ein Modernisierungsprozess eingeleitet, von dem die jüdische Gemeinde profitieren konnte. Während der italienischen Vereinigungsbestrebungen wurden Juden in diese Entwicklungen integriert. Der europäische Antisemitismus spielte in Rom eine untergeordnete Rolle und auch der italienische Faschismus hatte nicht die Vernichtung der Juden im Sinn. Das neue jüdische Selbstbewusstsein in Rom äußerte sich mit dem Bau der Großen Synagoge, der 1901 begonnen wurde, nachdem 1893 die 300 Jahre alte Synagoge abbrannte. Der neue Tempio Maggiore stand sinnbildlich für die emanzipierte römisch-jüdische Gemeinde. Im Jahr 1938 sollen knapp 13.000 Juden in Rom gelebt haben. Mussolini rief zwar zur Wachsamkeit gegen Juden auf, bedrohlich wurde die Situation aber erst mit der deutschen Besatzung. Am 16.10.1943 kam es zu Deportationen, u.a. nach Auschwitz. 4.000 Juden konnten versteckt werden, viele von ihnen im Vatikan. Erst 1986 besuchte ein Papst erstmals die römische Synagoge. Heute leben ca. 16.000 Juden in Rom.

Das Ghetto ist heute ein Szeneviertel, das vor allem abends aufblüht und kulinarisch mit vielen koscheren Restaurants und Spezialitäten punktet.

**Anja Reichert**

Wir besuchen

# Buten un binnen

## Auf jüdischen Spuren in Bremen

Anfang Juli 2017 begab sich die Studienreisegruppe des JMW in den hohen Norden, um in Bremevn und Bremerhaven nach jüdischem Leben Ausschau zu halten, buten un binnen, draußen und drinnen also, wie es die hanseatische Phrase besagt.

1803 war die Israelitische Gemeinde in Bremen gegründet worden, als das Wohngebiet der bislang ziemlich weit draußen lebenden Schutzjuden in die Stadt eingegliedert wurde, die endgültige Erlaubnis zur Niederlassung erfolgte freilich erst 1849. Ab 1854 konnten die Juden in Bremen die Bürgerrechte erwerben, zwei Jahre später bauten sie die erste Synagoge, 1876 dann die Synagoge im Schnoor. Hier war seit 1896 der Rabbiner Dr. Rosenak tätig, das 1927 eingeweihte Gemeindehaus erhielt seinen Namen. Dann kam die NS-Zeit: Der Boykott der jüdischen Geschäfte ab 1933 – ein Großteil der Bremer Juden war im Handel tätig – mündete in »Arisierungen«, in der Pogromnacht 1938 wurde die Synagoge angezündet und verwüstet, in den folgenden Jahren wurden 809 Bremer Juden deportiert, die letzten von ihnen noch im Februar 1945 ins KZ Theresienstadt. 664 Stolpersteine

erinnern an jene, die in Ghettos und Vernichtungslagern ums Leben kamen. Viel mehr als diese Spuren ist vom jüdischen Leben bis zum Ende der NS-Zeit nicht erhalten. Der Stadtrundgang begann an der Hauptgeschäftsstraße, wo nur noch mit alten Fotos und viel Phantasie jüdisches Geschäftsleben erfahrbar wird, führte am Denkmal für die in der Pogromnacht ermordeten Gemeindemitglieder vorbei zum »Rosenak-Haus«, das den Zugang zum Kellergewölbe der ehemaligen Synagoge als einen besonderen Erinnerungsort erschließt, dann zur Dokumentationsstätte Gefangenenhaus Ostertorwache, wo in der NS-Zeit Männer und Frauen, die in die Verfolgungsmaschinerie der Bremer Gestapo geraten waren, so auch Juden, auf Verhör und Urteilsspruch warteten. By the way ergaben sich Möglichkeiten, Merk- und Denkwürdigkeiten wahrzunehmen: die Domtüren, die die jüdischen Zeugen der Passionsgeschichte mit allen körperlichen und textilen Klischees ins Bild rücken, die Gesetzestafeln an der Fassade des Justizpalastes, die in der NS-Zeit demontiert, jedoch aufbewahrt und wieder angebracht wurden, der Davidsstern im Giebelfeld der nahe gelegenen katholischen Kirche, der dank tapferer Gemeindeleitung seinen Platz nie verließ.

»Zieh mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall.« Diese kluge Empfehlung der Bremer Stadtmusikanten gilt zweifelsohne auch für Bremerhaven. Das Deutsche Auswandererhaus demonstriert an unzähligen Beispielen, was Menschen auf sich nahmen, um irgendwo in der Welt, vorzugsweise in Amerika, etwas Besseres als den Tod zu finden. 1933-1940 traten 264 000 deutsche Juden, etwa 135 000 allein aus Berlin, den Weg in eine ungewisse Zukunft an. Eine von ihnen war Hertha Nathorff, eine Berliner Ärztin, die mit Mann und Sohn im April 1939 die »Bremen« bestieg. In der »Judenecke« ist für sie gedeckt,

misstrauische Blicke verfolgen sie, weil sie mit ihrem blonden Haar so gar nicht jüdisch ausschaut. Aber sie genießt das neue Gefühl der Freiheit, hofft »auf Arbeit und Aufbau in einem freien Lande«. Dann jedoch erweist sich das »Land der unbegrenzten Möglichkeiten« als eine einzige Enttäuschung, Armut und Berufsverbot inklusive. Als sie unüberlegt in den Hudson zu gehen droht, rettet sie ein Mann. »… hier in Amerika fängt man doch erst an zu leben, zum Sterben ist noch lange Zeit«, sagt er ihr, die Weisheit der alten Stadtmusikanten wirkt auch in Amerika fort. Das Beispiel der deutschen Jüdin gehört zu den 33 persönlichen Lebenswegen, denen die Besucher folgen, über Eisentreppen hinauf und hinab, an Massenkajüten und Kofferverschlägen vorbei, um inmitten historischer Rekonstruktionen zu erleben, wie sich eine Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert anfühlte. Das Auswandererhaus, 2007 als European Museum of the Year ausgezeichnet, besticht gleichermaßen durch emotionale Präsentation und wissenschaftliche Akribie.

Zurück nach Bremen, zurück in das jüdische Leben der Hansestadt. Nach dem Ende der NS-Zeit bildete sich bereits im

August 1945 erneut eine Israelitische Gemeinde, ihr Gründer war Carl Katz, der mit seiner Familie zu den wenigen Überlebenden gehörte, bis zu seinem Tod 1972 stand er der Gemeinde vor. Inzwischen war eine neue Synagoge an der Schwachhauser Heerstraße entstanden, kurz darauf das neue Gemeindezentrum. Die Gemeinde hatte damals etwa 150 Mitglieder, was sich in den 1990er Jahren durch den Zuzug von Juden aus den GUS-Staaten grundlegend änderte. Seitdem zählt die Gemeinde über 1000 Mitglieder, heißt seit 1996 »Jüdische Gemeinde im Lande Bremen«, die Gemeindevorsitzende ist seit vielen Jahren Elvira Noa. Sie stellte den Dorstenern »ihre« Synagoge vor und gewährte ihnen sogar den Einblick in den Thora-Schrein mit den kostbaren alten und neuen Rollen.

Dennoch konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Gäste auf das Fenster mit dem Einhorn, das man bislang noch nicht in einem solchen Raumkontext gesehen hatte. Die Gemeindevorsitzende, ansonsten von kenntnisreicher Beredsamkeit, konnte die diesbezüglichen Fragen nicht so recht beantworten, deshalb sei nachgetragen: Beispielsweise in Deut 33,17 taucht zur Beschreibung Gottes ein tierisches Wesen namens re'em auf, das die Übersetzer vor schier unlösbare Probleme stellte. Rhinozeros/Nashorn oder Einhorn, das war wohl die Frage. Entschieden wurde sie 1545 von Luther zugunsten des Fabeltiers: Seine herrlichkeit ist wie ein erstgeborner Ochse und

seine Hörner sind wie Einhörners Hörner. Der Bibelübersetzer kannte natürlich den Physiologus des 2. Jahrhunderts, demzufolge das Einhorn nur durch eine reine Jungfrau gezähmt werden kann, wenn es sich bei der Jagd in deren Schoß flüchtet, auf diese Weise geriet das unbekannte Wesen in die Mariensymbolik. Das Horn allerdings symbolisiert darüber hinaus Stärke und Macht, auch im geistigen Sinne. Spätere Übersetzer entschieden sich zugunsten des Wildstiers oder Büffels oder konfrontieren den Bibelleser sogar mit dem hebräischen Ursprungswort, was eine entsprechende Verbildlichung wiederum erschweren dürfte.

Vom sagenhaften Einhorn auf den Boden der Tatsachen zurückgekehrt, wusste Frau Noa mit ihren Berichten über die Gemeindearbeit zu überzeugen. Noch gibt es weder eigene Schule noch Altersheim, aber die Kinder erhalten Unterricht in hebräischer Sprache und jüdischer Religion, Jugendliche wie Senioren finden eine Fülle von Freizeitangeboten, alle Feste werden in der Synagoge gefeiert. Buten un binnen, wagen un winnen: Nur Risikobereitschaft führt letztlich zum Erfolg. Diese Losung der hanseatischen Kaufmannschaft, seit Jahrhunderten erprobt, darf nun endlich auch der jüdischen Gemeinde von Bremen zugeordnet werden.

Reinildis Hartmann

*Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945, hg. von W. Benz. Fischer-Tb 5. Aufl. 2016*

# Impressum


| | |
|---|---|
| **Herausgeber**: | Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. Dorsten |
| **Redaktion:** | Sebastian Braun, Mareike Fiedler, Dr. Cordula Lissner, Anja Reichert, Dr. Norbert Reichling (verantwortl. im Sinne des Presserechts), Christina Schröder, Prof. Dr. Werner Springer, Antje Thul |
| **Anschrift:** | Schalom, Jüdisches Museum Westfalen, Julius-Ambrunn-Str. 1, 46282 Dorsten, www.jmw-dorsten.de |
| **Email:** | info@jmw-dorsten.de |
| **Erscheinungsweise:** | Zweimal jährlich im Eigenverlag |
| **Layout:** | Agentur 31M, Essen |
| **Satz:** | Dr. Pascal Dietrich, Aachen |
| **Förderer:** | »Schalom« wird gedruckt mit freundlicher Unterstützung von Emschergenossenschaft/Lippeverband, Essen/Dortmund. |
| **Vertrieb:** | Schalom ist eine kostenlose Zeitschrift (Postversand) für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins für jüdische Geschichte und Religion und des Jüdischen Museums Westfalen. Nichtmitglieder können Schalom gegen eine Gebühr von 5 € pro Jahr beziehen. |

# Buchtipps

## Ian Kershaw: Höllensturz – Europa 1914–1949

**DVA 2016, € 34,99**

Europa am Abgrund. Das europäische zwanzigste Jahrhundert war geprägt von kriegerischen Auseinandersetzungen. Europa erlebte gewaltige Turbulenzen, die Hölle zweier Weltkriege in der ersten Jahrhunderthälfte und tiefgreifende Veränderungen. Der britische Historiker Ian Kershaw erzählt in einem meisterhaften Panorama die Geschichte dieses Kontinents vom Vorabend des Ersten Weltkriegs bis in die Zeit des beginnenden Kalten Kriegs Ende der vierziger Jahre, nachdem die europäische Zivilisation an den Rand der Selbstzerstörung gelangt war. Ethnische Auseinandersetzungen, aggressiver Nationalismus und Gebietsstreitigkeiten, Klassenkonflikte und die tiefe Krise des Kapitalismus waren die treibenden Kräfte, die Kershaw dabei besonders in den Blick nimmt. Neben den großen Entwicklungslinien in Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft schildert er auch immer wieder Erlebnisse und Erfahrungen einzelner, die einen Eindruck geben vom Leben im Europa der ersten Jahrhunderthälfte

Dr. phil. Ian Kershaw, geb. 1943, studierte in Liverpool und Oxford. Er lehrte von 1968-89 an den Universitäten Manchester und Nottingham. Er war Berater der ZDF-Serie ‚Hitler, eine Bilanz' und der BBC-Dokumentarreihe ‚The Nazis. Warning from history'. 1984 erhielt er das Bundesverdienstkreuz. 2012 wurde er mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung ausgezeichnet.

## Miriam Gebhardt: Die Weiße Rose

**DVA 2017, € 19,99**

Wenn heute der Begriff »Weiße Rose« fällt, denken wir automatisch an Hans und Sophie Scholl. Durch ihre Verhaftung und Hinrichtung im Februar 1943 sind die Geschwister zu Ikonen des deutschen Widerstands gegen die NS-Diktatur geworden und zu Identifikationsfiguren vor allem für junge Menschen. Doch der Fokus auf das charismatische Geschwisterpaar verdrängt, dass die Weiße Rose insgesamt etwa 80 Mitglieder hatte und neben München in mehreren anderen Städten aktiv war. Von diesen Widerstandskämpfern und deren Angehörigen, die nach der Enttarnung der Gruppe zum Teil ebenfalls getötet oder eingesperrt wurden, hört man heute selten. Miriam Gebhardt erzählt eine neue Geschichte der Weißen Rose, die der Komplexität der Gruppe, ihrer Struktur und ihren Motiven gerecht wird. Eindrucksvoll zeigt sie, wie schwer das Erbe des Widerstands vor allem auf jenen lastet, deren Taten nach dem Ende der Diktatur kaum gewürdigt wurden.

Miriam Gebhardt ist Historikerin und Journalistin und lehrt Geschichte an der Universität Konstanz. Neben ihrer journalistischen Arbeit habilitierte sie sich mit einer Studie über die Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert.

## Hans-Peter Föhrding/ Heinz Verfürth: Als die Juden nach Deutschland flohen

**Kiepenheuer & Witsch 2017, € 24,00**

Deutschland nach 1945 – jüdisches Leben im Land der Täter. Wer weiß schon, dass nach dem Zweiten Weltkrieg 300.000 Juden nach Deutschland flohen und als Überlebende der Schoah in DP-Lagern (für »Displaced Persons«, also Entwurzelte, Staatenlose) unter dem Schutz der Alliierten ein neues Leben begannen? 1946/47 flüchteten, ausgelöst durch antisemitische Exzesse, 300.000 osteuropäische Juden, besonders aus Polen, ausgerechnet ins Land der Täter. Vor neuer Verfolgung retteten sie sich zumeist in die amerikanische Zone. Ein großer Teil zog schließlich nach der Staatsgründung Israels 1948 dorthin weiter, viele auch in die USA. Das Camp Föhrenwald als letztes der weit über hundert DP-Lager schloss erst Anfang 1957. Der rote Faden des Buches ist das Schicksal der Lea Waks. In Lodz geboren, überlebte sie das dortige Ghetto. 1946 verließ sie Polen mit ihrer Familie panikartig. Zunächst lebte Lea im DP-Lager Ziegenhain in Hessen, dann mit ihrem Mann Aron und zwei Söhnen in verschiedenen Camps. Für die Familie Waks dauerte die Lagerzeit allerdings ein ganzes Jahrzehnt. 1957 nahm sie die Jüdische Gemeinde in Düsseldorf auf, wo sie drei Jahrzehnte als Textilkaufleute lebten.

Heinz Verfürth, geboren 1936, Dr. rer. soc, war Redakteur bei verschiedenen Medien, u.a. beim Spiegel und beim Handelsblatt. Viele Jahre war er Chefreporter und Politikchef beim Kölner Stadt-Anzeiger. Von 1993 -1999 war er Chefredakteur der Mitteldeutschen Zeitung in Halle/Saale. Er lebt in Berlin.

## November 1937:

# Eröffnung der Ausstellung »Der ewige Jude«

Nachdem im November 1936 bereits die »Große antibolschewistische Schau« und im Juli 1937 die Ausstellung »Entartete Kunst« (siehe Schalom Nr. 80) eröffnet worden waren, fand der Zyklus der sogenannten Schandausstellungen ein Jahr später seinen Abschluss: Am 8. November 1937 eröffneten der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, und der Herausgeber des Stürmers, Julius Streicher, in der Bibliothek des Deutschen Museums in München besagte Wanderausstellung, deren vorrangiges Ziel es war, die antisemitische Rassenideologie und das Feindbild des Juden noch stärker in der Bevölkerung zu verankern. Initiiert wurde »Der ewige Jude« dabei vor allem vom stellvertretenden Gauleiter für München-Oberbayern Otto Nippold und dem stellvertretenden Gaupropagandaleiter Walther Wüster, gestaltet wurde sie vom Architekten Fritz von Valtier und dem Maler Horst Schlüter.

Bereits an der Fassade des Bibliotheksgebäudes hing das Plakat der Ausstellung, das einen bärtigen Juden zeigte, der als Wucherer dargestellt wurde und eine Geißel und eine Weltkarte des Bolschewismus in Händen hielt. Innerhalb der Bibliothek gab es auf einer Fläche von 3.500m² zwanzig verschiedene Themenräume, die inhaltlich jeweils einen anderen Bereich des Judentums aufgriffen. Im ersten Saal ging es um die vermeintlichen biologischen Grundlagen des Judentums, während sich der zweite Saal der Religion widmete. Im Anschluss daran wurde die Geschichte des Judentums thematisiert. Insbesondere in diesem Raum wurde die Theorie der jüdischen Weltverschwörung in Szene gesetzt, um die Besucher in Angst zu versetzen und um zu verdeutlichen, dass zum Schutz der arischen Bevölkerung dringend effektive Maßnahmen gegen den Einfluss der Juden in Deutschland eingeleitet werden müssten. Stilistisch wurden vor allem großflächige Plakate und einprägsame und häufig drohend formulierte Schriftzüge benutzt. Auch Karikaturen und Fotos kamen vermehrt zur Anwendung, die dabei helfen sollten, eindeutig jüdische Gesichtszüge herauszustellen. Darüber hinaus wurden Filmausschnitte und Collagen gezeigt, so beispielsweise ein in Endlosschleife laufender Film über das Ritual des Schächtens.

Der Eintrittspreis für die Ausstellung lag bei 50 Pfennig. In einem extra durch die NSDAP organisierten Vorverkauf konnten jedoch Eintrittskarten bereits für 35 Pfennig erworben werden. Besonderes Interesse konnte »Der ewige Jude« außerdem durch den Zusatz wecken, dass der Eintritt für Jugendliche verboten sei. Trotz dieser Einschränkung besuchten sie nachweislich zahlreiche Schulklassen im Rahmen des Unterrichts. Insgesamt sahen innerhalb von drei Monaten 412.300 Menschen die Ausstellung in München, bevor sie am 31. Januar 1938 schloss. Polizeiberichten zufolge nahmen während ihrer Dauer antisemitische Übergriffe vermehrt zu, was als Erfolg der Ausstellung und ihrer Wirkung interpretiert wurde.

Anschließend wanderte sie nach Wien, wo sie nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich vom 2. August bis zum 23. Oktober 1938 in der Nordwestbahnhalle besucht werden konnte. Mit Arthur Seyß-Inquart, dem dortigen Reichsstatthalter, eröffnete erneut ein hochrangiger Nationalsozialist die Ausstellung. Ebenso wie in München erwies sich »Der ewige Jude« auch hier mit circa 350.000 Besuchern als Publikumserfolg. In der Hauptstadt Berlin, wo sie vom 12. November 1938 bis zum 13. Januar 1939 als nächstes gezeigt wurde, wurden circa 250.000 Besucher gezählt. Diese Zahl stellte einen deutlichen Besucherrückgang gegenüber München dar, der möglicherweise auf die Schrecken und Auswirkungen der Reichspogromnacht am 9. November 1938 zurückgeführt werden kann. Abschließend wurde die Ausstellung jeweils für einen Monat in Bremen, Dresden und Magdeburg gezeigt, wo sie immer noch gut besucht wurde. Die Zahlen von München und auch von Wien und Berlin konnten aber nicht mehr erreicht werden.

Auch nach dem Ende der Schau wurden ihre Inhalte und Methoden weiter aufgegriffen, so beispielsweise im gleichnamigen äußerst aggressiven Propagandafilm »Der ewige Jude«, der Ende November 1940 in die deutschen Kinos kam. Darüber hinaus fand im besetzten Frankreich von September 1941 bis Januar 1942 die Ausstellung »Le Juif et la France« statt, die konzeptionell der Münchener Vorlage stark ähnelte.

Christina Schröder

# Ein Neuanfang vor Trümmern

## Jüdische Gemeinden im Ruhrgebiet nach 1945

**Siegfried Heimberg u.a. vor dem Bauplatz der neuen Synagoge**

**Neue Synagoge Dortmund, September 1957**

Als im April 1945 die Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager von den alliierten Armeen befreit wurden, war das Fortbestehen jüdischer Gemeinden in Deutschland nicht gerade naheliegend. Für eine Mehrheit war das Land, das für viele deutsche Juden einst eine Heimat war, nun als »Land der Mörder« stigmatisiert, und eine überwiegende jüdische Mehrheit sah die einzige Möglichkeit für einen Neuanfang in der Emigration. Angesichts tragischster Verlusterfahrungen war es nicht verwunderlich, dass eine Mehrheit Deutschland so schnell wie möglich verlassen wollte und sich ein besseres Leben im Ausland erhoffte. Mit der Gründung des Staates Israel im Mai 1948 setzte eine rasche Emigration ein, die die jüdische Gemeinschaft in Deutschland einschneidend reduzierte. Doch begibt man sich auf Spurensuche jüdischen Lebens im Ruhrgebiet, wird deutlich, dass einige wenige Überlebende nicht resignierten und sich vor den Trümmern der Nachkriegszeit der Aufgabe stellten, in ihren ehemaligen Heimatstädten ihre Gemeinden wiederaufzubauen.

Nach Dortmund kehrte Siegfried Heimberg Ende Juli 1945 als einer von ursprünglich 3.820 jüdischen Dortmundern (1933) aus dem befreiten Konzentrationslager Theresienstadt zurück und sah sich in der stark zerstörten Innenstadt und unter den Rahmenbedingungen der Not- und Mangelgesellschaft damit konfrontiert, ein neues jüdisches Netzwerk für die unmittelbaren Bedürfnisse jener Gruppe aufzubauen. Als Vorsitzender eines jüdischen Hilfskomitees sorgte er gemeinsam mit Hans Frankenthal für die Rückführung der übrigen Überlebenden aus den ehemaligen Konzentrationslagern, so dass die jüdische Gemeinde Dortmund im August 1945 bereits wieder 40 bis 50 Gemeindemitglieder und zum Jahreswechsel 1945/46 sogar 150 Menschen verzeichnen konnte. Da es unter den Rückkehrern nahezu keine Rabbiner gab, die als geistige Leitfiguren die Rückkehrer bei der Neuorganisierung hätten unterstützen können, waren gerade diese Zusammenschlüsse entscheidend, um den Überlebenden in der ersten Zeit nach der Befreiung Hoffnung und Trost zu spenden und angesichts der Verlusterfahrungen ein Gefühl von Gemeinschaft vermitteln zu können. Durch das kooperative Entgegenkommen von Kommune und britischer Militärregierung konnte die Dortmunder Nachkriegsgemeinde ihre Mitglieder mit den lebensnotwendigsten Mitteln wie Wohnung, Kleidung und Lebensmitteln versorgen und bereits im Februar 1947 ein neues Gemeindehaus und einen neuen Betsaal einweihen.

Eine ähnlich gelagerte Situation der Rückkehr lässt sich für die Gemeindegründer in der Stadt Gelsenkirchen nachweisen. Von 1.400 jüdischen Gelsenkirchenern (1933) kehrten Kurt Neuwald und sein Bruder Ernst Neuwald bemerkenswert früh, noch vor Kriegsende, im April 1945 in ihre Heimatstadt zurück,

nachdem sie von amerikanischen Truppen am 18. April 1945 im KZ Buchenwald, Außenlager I in Magdeburg befreit worden waren. Zum Jahreswechsel 1945/46 konnte die Gemeinde Gelsenkirchen etwa 70 Mitglieder registrieren. Dabei wurde Kurt Neuwald, ähnlich wie Siegfried Heimberg in Dortmund, von der Aussicht geleitet, ungeachtet tragischster Verlusterfahrungen während der Haft, auf existentielle Vorkriegsstrukturen zurückgreifen zu können, denn vor seiner Internierung im Tiefbau ab 1939 war er Inhaber des größten Bettenwarengeschäftes in der Region, »Betten Neuwald«. Ein erstes Gemeindebüro wurde in der Privatwohnung des ersten Vorsitzenden Robert Jessel in der Schwindstraße eingerichtet, dessen Meldeadresse zugleich den offiziellen Sitz der Gemeinde bis zur Verleihung der Korporationsrechte als Körperschaft öffentlichen Rechts (KdöR) im Jahre 1953 darstellte. Durch die Hilfe der britischen Militärregierung und eine entsprechende zonale sogenannte Entschädigungsgesetzgebung, gelang es dem seinerzeitigen Mitbegründer der jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen, Kurt Neuwald, seine berufliche Existenz wieder aufzubauen. So war die Firma »Betten Neuwald« seit dem 21. Januar 1950 wieder im Handelsregister der Stadt Gelsenkirchen eingetragen und erlangte in den folgenden Jahren wieder hohes Ansehen in der Region. Die Gelsenkirchener Rückkehrer organisierten sich recht früh mit den umliegenden jüdischen Ruhrgebietsgemeinden, vor allem mit der Gemeinde Dortmund, um eine Verbesserung ihrer Interessen- und Versorgungssituation erzielen zu können. So gehörte die Gelsenkirchener Gemeinde mit zu jenen Gemeinden, die den jüdischen Landesverbandes Westfalen am 27. Januar 1946 gründeten, dessen Sitz Dortmund war. Kurt Neuwald und Siegfried Heimberg gehörten gemeinsam zum Gründungsgremium und wurden 1950 auch die Mitbegründer des Zentralrates der Juden in Deutschland.

**Einweihung der Synagoge 1956**

Als sich die Bundesrepublik im September 1952 im »Luxemburger Abkommen« verpflichtete, 3,45 Mrd. DM an den Staat Israel und 450 Millionen DM als Globalentschädigung der Verbrechen an den jüdischen Überlebenden an die Gemeinden in der Diaspora zu zahlen, bot sich für jüdische Gemeinschaft in Deutschland ab Mitte der Fünfzigerjahre die Aussicht, permanentere Gemeindestrukturen aufbauen zu können. Diese rechtliche Anerkennung konnte nicht zuletzt eine neue deutsch-jüdische Identität nach 1945 befördern, die jüdische Überlebende zum Verbleib bewegen konnte und ihnen die Möglichkeit bot, nun eine dauerhafte Gemeindearbeit in Betracht ziehen zu können. In diesem Zusammenhang konnte die jüdische Kultusgemeinde Dortmund am 2. September 1956 als erste Gemeinde des Ruhrgebiets und dritte bundesweit ein neues Gemeindezentrum mit Synagoge (200 Plätze), Altersheim, Jugend- und Büroräumen in der Prinz-Friedrich-Karl-Straße in Anwesenheit des damaligen Ministerpräsidenten Fritz Steinhoff (SPD) einweihen. In der innerjüdischen Wahrnehmung kam durch dieses Ereignis die zentrale Überzeugung zum Ausdruck, endgültig »angekommen zu sein« und »nicht mehr auf gepackten Koffern« sitzen zu müssen. Zwei Jahre später, am 29. Juni 1958, konnte die Einweihung der neuen Synagoge in Gelsenkirchen in der Von-der-Recke Straße erfolgen.

Die Pionierleistung der damaligen Gemeindeneugründer nimmt eine wegweisende ideelle Stellung für den Neuaufbau jüdischen Lebens in der Region des Ruhrgebietes ein. Denn die erfolgreiche Entwicklung konnte nicht zuletzt auch jüdische Remigranten zu einer Rückkehr in ihre alten Gemeinden überzeugen, so dass die Gemeinden weiter wachsen und fortbestehen konnten. So konnte die Gemeinde Dortmund bis 1959 bereits wieder 402 Mitglieder verzeichnen, und Gelsenkirchen nahezu 114. Man hatte als jüdische Gemeinde eine neue Perspektive der Selbstverortung – materiell und ideell -, fern einer Notgemeinschaft, entwickeln können und stellte ab Mitte der Fünfziger Jahre der nichtjüdischen Umwelt unter Beweis, dass man nicht auf Auswanderung zielte, sondern »bleiben« wollte und Deutschland wieder eine Heimat geworden war.

Sebastian Braun

# Der Fall Konrad Morgen

Der SS-Richter Konrad Morgen ließ korrupte KZ-Kommandanten hinrichten und wollte sogar Adolf Eichmann anklagen. Doch leistete er damit Widerstand? Kämpfte er damit gegen die Massenvernichtung in den Konzentrationslagern? War Konrad Morgen ein Gerechtigkeitsfanatiker, so wie er sich selbst bezeichnete? Dazu ist kürzlich eine Feldstudie von Herlinde Pauer-Studer und David J. Velleman erschienen, die den komplexen Fall des Konrad Morgen ausführlich betrachtet und somit auch eine Pervertierung des Rechts unter dem NS-Regime zeigt.

Konrad Morgen war ein ausgebildeter Jurist und seit 1933 Mitglied der SS und der NSDAP. Ab 1940 war Morgen ein »SS-Richter« und damit Teil der von Heinrich Himmler geschaffenen NS-Gerichtsbarkeit, die Vergehen der SS und der Polizei in den besetzten Gebieten Europas überprüfen sollte. Neben der Verfolgung von Strafrechtsverstößen lag ihre Aufgabe darin, die Moral, den Ehrenkodex der »SS« zu erhalten. Ziel war es Korruption, Unterschlagung, aber auch das Ausleben von individueller Grausamkeit zu bekämpfen. Dazu zählte auch das Morden – insofern es individuell motiviert war. Denn im rassistischen Wahn der Nationalsozialisten sollte es dennoch »anständig« zu gehen. In seiner Posener Geheimrede sagte Heinrich Himmler: »Wir hatten das moralische Recht (…), dieses Volk [die Juden] (…) umzubringen. Wir haben aber nicht das Recht, uns nur mit einem Pelz, mit einer Uhr, mit einer Mark oder mit einer Zigarette oder sonst was zu bereichern.« Genau hier setzt der Fall des Konrad Morgen an. Denn Morgen ermittelte in zahlreichen Vernichtungslagern und war nach eigener Darstellung »Spezialist für Konzentrationslagerverbrechen«. Nachdem Morgen bereits 1943 den Lagerkommandanten des Konzentrationslager Buchenwalds Karl Otto Koch und dessen Frau Ilse Koch sowie Aufseher Martin Sommer wegen Korruption, Mordes und Körperverletzung mit tödlichem Ausgang angeklagt und zu Tode verurteilt hatte, kam er nach kurzer Unterbrechung zu Untersuchungen ins das Konzentration- und Vernichtungslager Auschwitz. Im Herbst 1943 erregte nämlich dort ein Feldpostpaket durch sein hohes Gewicht Aufsehen. Eine Kontrolle ergab, dass es mehrere Brocken Gold enthielt. Das Paket wurde von einem Sanitäter aus Auschwitz versandt, der das schmale, aber schwere Paket an seine Frau adressiert hatte. Da Gold ablieferungspflichtig war, lag der Anlass für eine Ermittlung vor. Morgen vermutete, dass das Feldpostpaket auf Todesfälle im Umfang von fünfzigtausend oder gar hunderttausend Menschen verweise, denen Zahngold entnommen wurde. Bei einem solchen Umfang schienen natürliche Todesursachen ausgeschlossen zu sein. Zutreffend schlussfolgerte der SS-Richter, dass hinter dem vom Zoll abgefangenen Paket ein ganz anderes Vergehen stehen könne: Massenmord. Morgens Empörung galt aber nicht dem Massenmord, sondern der persönlichen Bereicherung der Täter. Denn das passte nicht in Morgens Denkmuster von der SS, der sie als eine ideale Truppe betrachtete. Das für ihn Unfassbare war, dass die Täter unbemerkt derartig bedeutende Mengen Gold beiseitelegen konnten.

Noch vielmehr schockte ihn, als er Zeuge wurde, wie sich alkoholisierte SS-Männer mit weiblichen jüdischen Häftlingen vergnügten. Sexuelle Übergriffe galten als ebenso unehrenhaft wie individueller Sadismus oder persönliche Vorteilsnahme. Nur: Morgen wurde Zeuge einer Verrohung und Verkommenheit, einer Unmenschlichkeit, die unmittelbar aus dem systematischen Morden folgte. Morgen begriff, dass »dieses damals kaum bekannte Auschwitz (…) eine der größten Menschenvernichtungsstätten sein musste, die überhaupt die Welt gesehen hatte«. Von nun an habe er nur noch daran gedacht, »was dage-

## »Ein Gerechtigkeitsfanatiker in der SS?«

gen unternommen werden könnte« – so jedenfalls stellte es Morgen in einem der zahlreichen Nachkriegsprozesse, in denen er als Zeuge auftrat, dar. Doch anstatt der Welt von Auschwitz zu erzählen, an die Presse zu gehen, zu fliehen oder gar ein Attentat zu verüben, entschied er sich aus Solidarität mit Volksgenossen und seinen Eltern – denn hier liegt eine bezeichnende Grenze seiner Moral – dazu »sekundäre Verbrechen, die sich aus dem korrumpierenden Einfluss des Massenmords ergaben«, zu verfolgen. Er dachte, er könne dadurch fallbezogen gegen das Massenverbrechen eintreten. Konrad Morgen versuchte mit juristischen Mitteln, die »Endlösung« zu stoppen.

Pauer-Studer und Velleman weisen nach, dass Morgen kein überzeugter Rassist ist. Er zeigte in den Nachkriegsprozessen Mitleid mit den Opfern und war im Stande Mord an KZ-Häftlingen und Juden als Mord zu anzuerkennen. Er übte nicht nationalsozialistische Moral (jedenfalls nicht durchgehend), wohl aber Moral in einem nationalsozialistisch definierten Rahmen aus. Und zwar ein moralisiertes Recht, das sich nicht damit begnügen wollte, einzelne Strafbestimmungen anzuwenden. Damit zeigt er eine autoritäre Haltung, die auf beunruhigende Weise zu seiner moralischen Leistung als Einzelkämpfer dazugehört.

Konrad Morgen war ein Mann des Systems, zwar kein fanatischer Nationalsozialist, aber ein loyales Mitglied des Justizapparats, dessen Haltungen und Praktiken er großenteils mittrug. Er teilte die Verlagerung des NS-Strafrechts von der Beurteilung der einzelnen Tat hin zum Urteil über den Täter, sein Wollen und seinen Charakter, womit der juristische Grundsatz »keine Strafe ohne Gesetz« hinfällig wurde. Das NS-Strafrecht wollte eine verdorbene Moral und schlechte Charaktere zu korrigieren und den bösen Willen zu bestrafen. Als neuer Grundsatz galt: Kein Verbrechen ohne Strafe. Dies führte zu rückwirkenden Strafgesetzen. Die Konzentration auf den Täter und seinen moralischen Charakter erweiterte die Spielräume der Richter: Es kam nun auf ihre persönlichen Einschätzungen an, die auf eine Hierarchisierung von Tätern hinauslief. Damit relativieren Pauer-Studer und Vellemann die Ansicht, dass es Rechtspositivismus gewesen sei, der die Türen zum Unrechtsstaat öffnete, weil in ihm ein im Gesetzblatt publiziertes Unrecht Rechtskraft erhalten habe. Vielmehr war es die Verbindung von Recht und Moral, die zur Willkür und zu einer perversen und menschenfeindlichen Moral endete. Moral wurde so eine Frage der Richterwillkür. Eine Moral nach Konrad Morgen. Eine fragwürdige Moral eines »Gerechtigkeitsfanatikers«.

**Konrad Morgen im Zeugenstand des Dachauer Buchenwald-Prozesses**

Die Studie von Pauer-Studer und Vellemann möchte nicht zeigen, dass Konrad Morgen trotz der pervertierten Umstände »anständig« geblieben ist, sondern sie eröffnet, dass Morgens Moralvorstellungen auf einem Unrechtsstaat basiert, in dem er selbst Handlungsträger war. Konrad Morgen ging es mehr um die Bestrafung von Taten, von denen er glaubte, sie seien Folge einer moralischen Verrohung und folglich eine Schädigung des Gemeinwohls und vor allem der SS, welche Morgen verblendet idealisierte. Zwar war er geschockt vom Massenmord in den Konzentrationslagern, doch mehr erschütterte ihn, dass KZ-Kommandanten die bestehende Ordnung, das NS-Recht, das er für rechtens hielt, verletzten, indem sie sich beispielsweise durch Zahngold bereicherten. So bleibt zu schließen, dass Konrad Morgen nicht als Gerechtigkeitsfanatiker bezeichnet werden kann, vielleicht als Fanatiker der SS. Jedoch auf keinen Fall als jemand, der Recht und Unrecht unterscheiden kann.

Jannes Tatjes

§ Menschenrechte

# Willkommen in Gedenkstätten!

Das Projekt Willkommensstätten untersucht Herausforderungen und Chancen in der außerschulischen Bildung mit Geflüchteten. Insbesondere Museen und Gedenkstätten, die sich mit Themen rund um den Nationalsozialismus befassen, stehen dabei im Fokus.

Reinhardt Liesert und Dennis Grunendahl bewegten sich schon seit mehreren Jahren für verschiedene Träger im Feld der historisch-politischen Vermittlungsarbeit, als sich im Sommer 2015 mit der Ankunft zahlreicher Geflüchteter in Deutschland mehrere Ereignisse aneinanderreihten, die sie nachdenklich stimmten und schließlich den Anstoß für die Entwicklung des Projekts gaben.

Eine Begegnung hat die beiden späteren Projektmitarbeiter besonders beschäftigt: »Während eines Demokratie-Seminars mit einer Schulklasse am Münsteraner Lernort Villa ten Hompel erzählte eine geflüchtete Schülerin in einer Kleingruppendiskussion zum historischen Thema Nationalsozialismus plötzlich vom gewaltsamen Tod ihrer Freundin in ihrem Heimatland. Das traf uns alle völlig unvermittelt, weder Mitschüler_innen noch begleitende Lehrkraft hatten vorher davon gewusst«, beschreibt Liesert. »Einerseits freuten wir uns natürlich über das uns entgegengebrachte Vertrauen, aber andererseits wussten wir überhaupt nicht, wie wir regieren sollten«, beschreibt er seinen zunächst ratlosen Gemütszustand. »Natürlich mussten wir das Thema irgendwie aufgreifen, wollten das Mädchen aber auf keinen Fall bloßstellen, auch wollten wir den Rest der Gruppe nicht durch dieses Einzelgespräch verlieren. Kurz gesagt: Wir sahen uns in einer ziemlichen Zwickmühle«, ergänzt sein Kollege Dennis Grunendahl und führt weiter aus: »Wir mussten also improvisieren. Die Situation konnten wir auffangen, indem sich eine junge Kollegin zusammen mit der Schülerin und einer Freundin abseits der Gruppe unterhielt. In der Kleingruppe herrschte eindeutig ebenfalls Redebedarf und wir bauten eine thematische Brücke von der Geschichte zu Fluchtursachen und unserer Verantwortung in der Gegenwart.«

Das Erlebnis warf im Nachhinein einige grundsätzliche Fragen auf: Ist angesichts der steigenden Anzahl Geflüchteter nun öfter mit solchen Situationen zu rechnen? Wie reagieren Kolleginnen und Kollegen anderer Bildungseinrichtungen auf aktuelle Flucht- und Vertreibungsgeschichten? Und ganz wichtig: Welche Chancen und Potenziale stecken da vielleicht zwischen den Herausforderungen?

Dennis Grunendahl ergriff daraufhin die Initiative: »Ich nahm Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen anderer Gedenkstätten in NRW auf und musste feststellen: Fast überall hatten sich in diesen Sommermonaten problematische Situationen während Führungen und Seminaren mit Geflüchteten ereignet. In den schlimmsten Fällen waren Besucher_innen traumatisiert worden, weit häufiger hörte ich jedoch von Verständigungs- und Vermittlungsproblemen. Nicht nur wir, auch andere hatten also mit Handlungsunsicherheiten zu kämpfen.«

»Damit war für uns klar: Ein speziell angelegtes Projekt ist sinnvoll, in welchem die Arbeit mit Geflüchteten in den verschiedenen Gedenkstätten untersucht, das Wissen sowie die Lösungsstrategien der einzelnen Akteure miteinander vernetzt und eigene Konzepte ausgearbeitet werden. Erfreulicherweise sahen das die

# Fluchterfahrungen treffen auf Erinnerungskultur

Städte Münster und Dortmund sowie die Landeszentrale für politische Bildung genauso und nahmen den Projektantrag an. Die Willkommensstätten konnten im Januar 2016 ihre Arbeit aufnehmen.« schildert Dennis Grunendahl.

Da Liesert und Grunendahl feststellten, dass sie mit ihrem Wissen aus Studium und Vermittlungsarbeit an ihre Grenzen stießen, stellten sie ein interdisziplinäres Team aus den Fachbereichen Soziologie, Religionswissenschaften, Jura, Geschichte und Kunstgeschichte zusammen. Außerdem entstanden Kontakte, die über den üblichen Tellerrand der Geisteswissenschaftler hinausgehen. So holen sich die Willkommensstätten auch gerne Ratschläge aus Psychologie und sozialer Arbeit.

Im April 2017 gelang es, viele dieser Kompetenzen an einen Tisch zu bringen, als das Team eine eigene Tagung mit dem Titel Erinnerungskultur und Fluchterfahrung veranstaltete, von der Grunendahl ein positives Fazit zog: »Die Teilnehmenden sind teilweise von weit her angereist, um sich über Herausforderungen und Chancen in der Bildungsarbeit mit Geflüchteten auszutauschen. Das zeigt, das Thema nicht nur uns unter den Nägeln brennt.«

Eben jene Chancen unterstreicht Reinhardt Liesert und verweist auf viele positive Erlebnisse, bei denen sich der Horizont des Teams erheblich durch die Teilhabe der Geflüchteten an der Bildungsarbeit geöffnet hat. »Unser Wissen über beispielsweise Syrien, Afghanistan oder den Jemen speist sich bei den meisten von uns maximal aus der Tagesschau. Da kann es enorm bereichernd sein, über das soziale Leben oder den Alltag in einer Diktatur aus erster Hand zu erfahren. Immer wieder entstehen im Gespräch auch Bezüge zwischen historischen und aktuellen Themen, wodurch natürlich beide Seiten neugierig werden«.

Besonderen Wert legt das Team nämlich darauf, im ständigen Dialog mit Geflüchteten zu stehen, denn um deren Teilhabe an der Bildungsarbeit und gegebenenfalls auch an der Erinnerungskultur geht es schließlich. Liesert dazu: »Der Einbezug von Geflüchteten und ihrer Perspektiven ist erheblicher Bestandteil der Projektarbeit. Unter anderem betreiben wir ein Interviewprojekt, das sich mit dem Blickwinkel der Geflüchteten auf die deutsche Geschichte beschäftigt.« Grunendahl ergänzt: »Darüber hinaus haben wir ein Hospitationsprogramm gestartet, in dem unsere Teammitglieder auch die Arbeit anderer Bildungsträger kennenlernen und so vorbildliche Methoden und Ideen im Rahmen unserer Arbeit vorgestellt werden können.«

So waren Teammitglieder auch schon bei einem Projekt des Jüdischen Museums Westfalen zu Gast, wo sie mit Begeisterung den dort präsentierten Ansatz, durch gemeinsames Kochen mit den Gästen über Alltägliches ins Gespräch zu kommen und schließlich voneinander zu lernen, aufnahmen.

Natürlich funktioniert die Arbeit keinesfalls reibungslos, und immer wieder stößt man auch auf neue Probleme, die sich nicht auf die Schnelle lösen lassen. Ein mittelfristiges Ziel ist zum Beispiel die Integration eines Menschen mit Fluchterfahrung in das Projekt. Das sei bislang leider aus verschiedenen Gründen noch nicht gelungen. »Diese Perspektive nachhaltig für uns zu öffnen, würde die Willkommensstätten aber sicher enorm bereichern«, bestätigt Liesert.

Apropos nachhaltig: Als positiven Nebeneffekt hat das Team für sich die Erkenntnis gewonnen, dass die pädagogischen Methoden, die die jungen Menschen kennenlernen oder selbst entwickeln, keineswegs nur für die Geflüchtete geeignet sind.

»Wir sind uns sehr sicher, dass der Gebrauch von einfachen, kurzen Hauptsätzen, die intensive Seminarvorbereitung unter Einbezug von Vertrauens- und Begleitpersonen sowie natürlich ein empathischer Umgang mit den Besuchergruppen nie schaden und somit als Grundregeln stets beachtet werden sollten. Wenn Flucht-, Vertreibungs- und/oder Gewalterfahrungen im Vorfeld bekannt sind, gilt dies natürlich im besonderen Maße. Man sollte aber stets bedenken, dass man seinem Gegenüber so etwas nicht ansehen kann«, lautet das Zwischenfazit des Projektteams.

Stephanie Kanne

# Schlaglichter

## Martin Luther und das Judentum

Unser Beitrag zum Reformationsjubiläum: Wir haben eine Wanderausstellung nach Dorsten geholt, die die dunkle Seite von M. Luthers Antisemitismus thematisiert, und dies aus jüdischer und christlicher Perspektive. Sie wurde erarbeitet von der Evangelischen Kirche Berlin-Bandenburg und dem Touro College in Berlin. – Im Innenteil dieser Schalom-Ausgabe finden Sie übrigens Passagen aus dem Eröffnungsvortrag von Peter von der Osten-Sacken!

Am Eröffnungstag konnten wir über 100 Gäste begrüßen, auch die sonstige Besucherresonanz war recht gut. Leider war nur eine zeitlich eng begrenzte Präsentation möglich: Die Ausstellung lief vom 13. August bis zum 24. September.

## Stadt-Azubis

Direkt nach den großen Sommerferien hatten wir bereits die ersten Gruppen zu Besuch: zu Gast waren u.a. die neuen Auszubildenden der Stadt Dorsten, die sich in ihrer Einführungswoche einen Tag lang mit unserer Ausstellung und dem Thema Zivilcourage auseinandersetzten! Ein Geocaching-Stadtrundgang stand auch auf dem Programm. Wir wünschen einen erfolgreichen Start ins Berufsleben und freuen uns auf Fortsetzungen!

## »EDJC«

Auch in diesem Herbst haben wir uns mit einem kleinen Baustein am »Europäischen Tag der jüdischen Kultur (EDJC)« beteiligt. In 30 europäischen Ländern und an etwa 60 Orten in Deutschland gab es »offene Türen«, Vorträge, Konzerte und mehr. Am Sonntag, 3. September 2017, war der Themenschwerpunkt »Diaspora«. Wir hatten Alexander Krimhand (Lehrer in mehreren jüdischen Gemeinden des Ruhrgebiets) eingeladen zu Vortrag und Gespräch über »Mehrsprachigkeit in der jüdischen Diaspora Deutschlands«.

## Frottagen von jüdischen Grabsteinen

Dass sich die Vermittlung jüdischer Geschichte und Kultur nicht nur auf den Religions-, Philosophie- oder Geschichtsunterricht beschränken muss, haben Schülerinnen und Schüler einer fünften Klasse des St. Ursula Gymnasiums in Dorsten vor den Sommerferien eindrucksvoll gezeigt. Sie erinnerten »gestaltend« im Kunstunterricht an ehemalige jüdische Bürgerinnen und Bürger aus Dorsten. Im Rahmen der Bildungspartnerschaft mit dem jüdischen Museum. Gemeinsam mit ihrer Kunstlehrerin Sabine Janotta und Walter Schiffer, ebenfalls Lehrer am Gymnasium St. Ursula und freier Mitarbeiter des Museums verbrachten sie einen Vormittag auf dem jüdischen Friedhof in Dorsten. Während dieser Exkursion haben die Fünftklässler Frottagen, also »Abbilder« der Grabsteine dort gemacht: Auf große Papierbögen, die über die Grabsteine gelegt wurden, rieben sie vorsichtig die Inschriften durch.

Walter Schiffer hatte die Schülerinnen und Schüler im Unterricht inhaltlich auf den Besuch des Friedhofs vorbereitet. Tief beeindruckt von der ewigen Totenruhe auf jüdischen Friedhöfen gingen die jungen Kunstschaffenden dementsprechend vorsichtig und respektvoll beim Anfertigen der Frottagen mit den Gräbern um. Mit diesem gestalterischen Zugang konnten die Kinder den Geschichten der Verstorbenen näher kommen und durch den Exkurs zu jüdischen Standpunkten zum Sterben und Leben nach dem Tod auch ihre eigenen Vorstellungen darüber reflektieren.

Die Frottagen wurden anschließend im Jüdischen Museum Westfalen ausgestellt. Zur Eröffnungsfeier konnten die Schülerinnen und Schüler ihren Eltern und anderen Interessierten von ihrem kreativen Projekt berichten.

## Museumsbeirat

Am 17. Oktober tagte unser Museumsbeirat; dieser Kreis aus Wissenschaft, Politik, Museen, Wirtschaft und Gesellschaft trifft sich einmal jährlich, um über Entwicklung und Perspektive des Museums zu beraten. Wichtige Anregungen zur inhaltlichen Arbeit und langfristigen Absicherung sind von diesem Kreis immer wieder ausgegangen. In diesem Jahr stand der Ausblick auf unsere neue Dauerausstellung 2018 im Zentrum der Beratungen.

## Margot Spielmann-Preis

Der Jugendgeschichtspreis des Jüdischen Museums Westfalen wurde auch 2017 wieder landesweit ausgeschrieben; insgesamt wurden diesmal 10 Arbeiten eingereicht, die derzeit von unserer Jury geprüft werden. Eine Feier zur Preisverleihung mit Vorstellung der ausgezeichneten Arbeiten ist für Dienstag, 5. Dezember im Museum geplant. Dazu sind nicht nur die Preisträger/innen, sondern alle Interessierten herzlich eingeladen: Hier lässt sich besichtigen, wie vielseitig und produktiv sich Schülerinnen und Schüler mit zeithistorischen Fragen auseinandersetzen.